

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Johann Wolfgang von Goethe

Table of Contents

<u>Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2</u>	1
<u>Johann Wolfgang von Goethe</u>	1
<u>Erstes Kapitel</u>	1
<u>Zweites Kapitel</u>	6
<u>Drittes Kapitel</u>	10
<u>Viertes Kapitel</u>	20
<u>Fuenftes Kapitel</u>	27
<u>Sechstes Kapitel</u>	37
<u>Siebentes Kapitel</u>	38
<u>Achtes Kapitel</u>	47
<u>Neuntes Kapitel</u>	54
<u>Zehntes Kapitel</u>	57
<u>Eilftes Kapitel</u>	58

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Johann Wolfgang von Goethe

This page copyright © 2002 Blackmask Online.

<http://www.blackmask.com>

- [Erstes Kapitel](#)
- [Zweites Kapitel](#)
- [Drittes Kapitel](#)
- [Viertes Kapitel](#)
- [Fuenftes Kapitel](#)
- [Sechstes Kapitel](#)
- [Siebentes Kapitel](#)
- [Achstes Kapitel](#)
- [Neuntes Kapitel](#)
- [Zehntes Kapitel](#)
- [Eilftes Kapitel](#)

This etext was prepared by Michael Pullen, globaltraveler5565@yahoo.com.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2
oder die Entsagenden

Erstes Kapitel

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden gluecklich die Grenze der Provinz, in der sie so manches Merkwuerdige erfahren sollten; beim ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Huegeln den Feldbau, auf hoehern Bergen die Schafzucht, in weiten Talflaechen die Viehzucht beguenstigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in groesster Fuehle; das, was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte, war, dass sie weder Frauen noch Maenner, wohl aber durchaus Knaben und Juenglinge beschaeftigt sahen, auf eine glueckliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein froehliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begruessten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: "An den Obern, oder die Dreie." Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eroffneten ihre Zwecke; des Felix Freimuetigkeit schien ihm zu gefallen, und so ritten sie zusammen die Strasse hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, dass in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Voelkerschaft ein sonderbares Ansehn gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm auftrat: alle Kinder, sie mochten beschaeftigt sein, wie sie wollten, liessen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Gebaerden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, dass es dem Vorgesetzten galt. Die juengsten legten die Arme kreuzweis ueber die Brust und blickten froehlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Ruecken und schauten laechelnd zur Erde, die dritten standen strack und mutig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt dass jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf haltmachte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Gebaerden; Felix fiel ein und sagte munter: "Was fuer eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?" "Auf alle Faelle", versetzte der Aufseher, "zuerst die Arme ueber die Brust und ernsthaft-froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden." Er gehorchte, doch rief er bald: "Dies gefaellt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja!" rief er freudig, "ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?" "Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich betraegst", versetzte jener; "jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen." Er gab ein Zeichen, die Kinder verliessen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschaeftigung oder spielten wie vorher.

"Moegen und koennen Sie mir", sagte Wilhelm darauf, "das, was mich hier in Verwunderung setzt, erklaren? Ich sehe wohl, dass diese Gebaerden, diese Stellungen Gruesse sind, womit man Sie empfaengt." "Ganz richtig", versetzte jener, "Gruesse, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht."

"Duerfen Sie mir aber", versetzte Wilhelm, "die Bedeutung des Stufengangs wohl erklaren? denn dass es einer sei, laesst sich wohl einsehen." "Die gebuehrt Hoeheren, als ich bin", antwortete jener; "so viel aber kann ich versichern, dass es nicht leere Grimassen sind, dass vielmehr den Kindern zwar nicht die hoechste, aber doch eine leitende, fassliche Bedeutung ueberliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten, fuer sich zu behalten und zu hegen, was man ihm als Bescheid zu erteilen fuer gut findet; sie duerfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darueber schwatzen, und so modifiziert sich die Lehre hundertfaeltig. Ausserdem hat das Geheimnis sehr grosse Vorteile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf alles ankommt, so denkt er, es sei nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar waeren, muss man durch Verhuellen und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten." "Ich verstehe Sie", versetzte Wilhelm, "warum sollten wir das, was in koerperlichen Dingen so noetig ist, nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber koennen Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die grosse Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider faellt mir auf, und doch seh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelsten. Doch bemerke ich, dass hier keine Bezeichnung der Stufen irgendeines Alters oder Verdienstes gemeint sein kann, indem die kleinsten und groessten Knaben untermischt so an Schnitt als Farbe gleich sein koennen, aber die von gleichen Gebaerden im Gewand nicht miteinander uebereinstimmen." "Auch was dies betrifft", versetzte der Begleitende, "darf ich mich nicht weiter auslassen; doch muesste ich mich sehr irren, oder Sie werden ueber alles, wie Sie nur wuenschen moegen, aufgeklaert von uns scheiden."

Man verfolgte nunmehr die Spur des Oberrn, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber musste dem Fremdling notwendig auffallen, dass, je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegentoente. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschaefte besonders angemessen und in gleichen Faellen ueberall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Choere belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein, und zwar nicht ganz ungluecklich, Wilhelm vergnuegte sich an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

"Wahrscheinlich", so sprach er zu seinem Gefaehrten, "wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst koennte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet sein." "Allerdings", versetzte jener, "bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles andere schliesst sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuss sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingepraegt, ja selbst was wir ueberliefern von Glaubens und Sittenbekenntnis, wird auf dem Wege des Gesanges mitgeteilt; andere Vorteile zu selbsttaetigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder ueben, Toene, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlass dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wiederzufinden, ferner den Text darunterzufuegen, so ueben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht und Schoenschreiben, als man denkt, und da dieses alles zuletzt nach reinen Massen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeuebt und nachgebildet werden muss,

so fassen sie den hohen Wert der Mess und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewaehlt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Verwunderung nicht, dass er gar keine Instrumentalmusik vernehme. "Diese wird bei uns nicht vernachlaessigt", versetzte jener, "aber in einen besondern Bezirk, in das anmutigste Bergtal, eingeschlossen geuebt; und da ist denn wieder dafuer gesorgt, dass die verschiedenen Instrumente in auseinanderliegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Misstoene der Anfaenger sind in gewisse Einsiedeleien verwiesen, wo sie niemand zur Verzweiflung bringen: denn Ihr werdet selbst gestehen, dass in der wohleingerichteten buergerlichen Gesellschaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden sei, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Floeten oder Violinenspielers aufdringt.

Unsere Anfaenger gehen, aus eigener loeblicher Gesinnung, niemand laestig sein zu wollen, freiwillig laenger oder kuerzer in die Wueste und beeifern sich, abgesondert, um das Verdienst, der bewohnten Welt naehertreten zu duerfen, weshalb jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch, heranzutreten, erlaubt wird, der selten misslingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern uebrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen duerfen. Dass Eurem Sohn eine glueckliche Stimme geworden, freut mich innigst, fuer das uebrige sorgt sich um desto leichter."

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen und sich an der Umgebung pruefen sollte, bis man zur foermlichen Aufnahme geneigt waere; schon von weitem hoerten sie einen freudigen Gesang; es war ein Spiel, woran sich die Knaben in der Feierstunde diesmal ergoetzten. Ein allgemeiner Chorgesang erscholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreises freudig, klar und tuechtig an seinem Teile zustimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieser ueberraschte jedoch oefters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgendeinen einzelnen Teilnehmenden, ihn mit dem Staebchen beruehrend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die meisten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunststueck misslang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug, sich gleich unter sie zu mischen, und zog sich noch so leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erste Gruss zugeeignet; er legte sogleich die Haende auf die Brust, blickte aufwaerts, und zwar mit so schnackischer Miene, dass man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei sei ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, dass es ihm nicht sonderlich wehe tat, seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggefuehrten Pferde schmerzlicher nach; doch liess er sich bedeuten, da er vernahm, dass er es im gegenwaertigen Bezirk nicht behalten koenne; man versprach ihm dagegen, er solle, wo nicht dasselbe, doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen liess, sagte der Aufseher: "Ich muss Euch nun verlassen, meine Geschaefte zu verfolgen; doch will ich Euch zu den Dreien bringen, die unsern Heiligtuemern vorstehen, Euer Brief ist auch an sie gerichtet, und sie zusammen stellen den Obern vor." Wilhelm haette gewuenscht, von den Heiligtuemern im voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: "Die Dreie werden Euch, zu Erwiderung des Vertrauens, dass Ihr uns Euren Sohn ueberlasst, nach Weisheit und Billigkeit gewiss das Noetigste eroeffnen. Die sichtbaren Gegenstaende der Verehrung, die ich Heiligtuemern nannte, sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestoert; nur zu gewissen Zeiten des Jahres laesst man die Zoeglinge, den Stufen ihrer Bildung gemaess, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausuebung ihrer Pflicht, eine Zeitlang daran zu zehren."

Nun stand Wilhelm am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes; auf ein gewisses Zeichen eroeffnete sich die kleine Pforte, und ein ernster, ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem grossen, herrlichen gruenenden Raum, von Baeumen und Bueschen vielerlei Art beschattet, kaum dass er stattliche Mauern und ansehnliche Gebaeude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken

konnte; ein freundlicher Empfang von den Dreien, die sich nach und nach herbeifanden, loeste sich endlich in ein Gespraech auf, wozu jeder das Seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kuerze zusammenfassen.

"Da Ihr uns Euren Sohn vertraut", sagten sie, "sind wir schuldig, Euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches aeusserliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verstaendnis mit sich fuehrt; was davon wuenscht Ihr vor allem aufgeschlossen?"

"Anstaendige, doch seltsame Gebaerden und Gruesse hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wuenschte; bei euch bezieht sich gewiss das aeussere auf das Innere, und umgekehrt; lasst mich diesen Bezug erfahren."

"Wohlgeborne, gesunde Kinder", versetzten jene, "bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er fuer Zeit und Dauer noetig haette; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht, oefters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Koennt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus." Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schuettelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anstaendigen Zaudern, riefen: "Ehrfurcht!" Wilhelm stutzte. "Ehrfurcht!" hiess es wiederholt. "Allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst.

Dreierlei Gebaerde habt Ihr gesehen, und wir ueberliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfliesst und ein Ganzes bildet, erst ihre hoechste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was ueber uns ist. Jene Gebaerde, die Arme kreuzweis ueber die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmuendigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, dass ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Ruecken gefalteten, gleichsam gebundenen Haende, der gesenkte, laechelnde Blick sagen, dass man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewaehrt unsaegliche Freuden; aber unverhaeltnismaessige Leiden bringt sie. Wenn einer sich koerperlich beschaedigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsaeztlich oder zufaellig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufuegte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zoegling baldmoeglichst, sogleich wenn wir ueberzeugt sind, dass die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heissen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kuehn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter muessten wir nichts hinzuzufuegen."

"Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm; "deswegen liegt die Menge wohl so im argen, weil sie sich nur im Element des Misswollens und Missredens behagt; wer sich diesem ueberliefert, verhaelt sich gar bald gegen Gott gleichgueltig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehaessig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefuehl aber zerstoert sich in Duenkel und Anmassung. Erlauben Sie mir dessenungeachtet", fuhr Wilhelm fort, "ein einziges einzuwenden: Hat man nicht von jeher die Furcht roher Voelker vor maechtigen Naturerscheinungen und sonst unerklaerlichen, ahnungsvollen Ereignissen fuer den Keim gehalten, woraus ein hoeheres Gefuehl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?" Hierauf erwiderten jene: "Der Natur ist Furcht wohl gemaess, Ehrfurcht aber nicht; man fuerchtet ein bekanntes oder unbekanntes maechtiges Wesen, der Starke sucht es zu bekaempfen, der Schwache zu vermeiden, beide wuenschen es loszuwerden und fuehlen sich gluecklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhaengigkeit einigermassen wieder herstellte. Der natuerliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben, von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fuerchten ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschliesst sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschliesst sich nie dazu; es ist ein hoeherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muss und der sich nur bei besonders Beguenstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher fuer Heilige, fuer Goetter gehalten.

Hier liegt die Wuerde, hier das Geschaefit aller echten Religionen, deren es auch nur dreie gibt, nach den Objekten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Maenner hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmassung nicht fuehlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Wuerdigen, in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. "Keine Religion", sagten sie, "die sich auf Furcht gruendet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten laesst, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was ueber uns ist, beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Voelker und die erste glueckliche Abloesung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie moegen uebrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gruendet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muss alles Hoehere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhaeltnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhaeltnis zu allen uebrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufaelligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegrundet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und musste. Aber was gehoerte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen hoehern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als goettlich anzuerkennen, ja Suende selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Foerdernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Mehrheit nicht wieder zurueck, und man darf sagen, dass die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal goettlich verkoerpert hat, nicht wieder aufgeloest werden mag."

"Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr euch denn insbesondere?" sagte Wilhelm. "Zu allen dreien", erwiderten jene; "denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so dass der Mensch zum Hoechsten gelangt, was er zu erreichen faehig ist, dass er sich selbst fuer das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, dass er auf dieser Hoehe verweilen kann, ohne durch Duenkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

"Ein solches Bekenntnis, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht", versetzte Wilhelm, "es kommt mit allem ueberein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur dass euch dasjenige vereinigt, was andere trennt." Hierauf versetzten jene: "Schon wird dieses Bekenntnis von einem grossen Teil der Welt ausgesprochen, doch unbewusst."

"Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. "Im Credo!" riefen jene laut; "denn der erste Artikel ist ethnisch und gehoert allen Voelkern; der zweite christlich, fuer die mit Leiden Kaempfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heisst: der im hoechsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei goettlichen Personen, unter deren Gleichnis und Namen solche ueberzeugungen und Verheissungen ausgesprochen sind, nicht billigermassen fuer die hoechste Einheit gelten?"

"Ich danke", versicherte jener, "dass ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhaengend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurueckdenke, dass ihr den Kindern diese hohe Lehre erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang ueberliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muss ich es hoechlich billigen."

"Ganz richtig", erwiderten jene; "nun aber muesst Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr Euch ueberzeugt, dass Euer Sohn in den besten Haenden sei. Doch dies Geschaefit bleibe fuer die Morgenstunden; ruht aus und erquickt Euch,

damit Ihr uns, vergnuegt und vollkommen menschlich, morgen frueh in das Innere folgen koennt."

Zweites Kapitel

An der Hand des aeltesten trat nun unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemaelden so reichlich ausgeziert war, dass sie den Ankoemmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, dass alles, was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben muesste, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff, seinen Begleiter deshalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwaerts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geraeumigen, blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieser heitre, natuerliche Schmuck die Augen an sich: denn sie war durchaus gemalt, und der Ankoemmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, dass die heiligen Buecher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

"Es ist hier", sagte der aelteste, "wo wir diejenige Religion ueberliefern, die ich Euch der Kuerze wegen die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Huelle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schicksale ganzer Voelker wird sie eigentlich begriffen."

"Ihr habt", sagte Wilhelm, "wie ich sehe, dem israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte zum Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr ihr habt sie zum Hauptgegenstande derselben gemacht." "Wie Ihr seht", versetzte der Alte; "denn Ihr werdet bemerken, dass in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphonistische Handlungen und Begebenheiten aufgefuehrt sind, indem unter allen Voelkern gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Goettern in der Gestalt schoener Juenglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in der Friese; woraus wir lernen koennen, dass, wenn die Goetter den Menschen erscheinen, sie gewoehnlich unerkant unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstaende, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. ueber wenigens bat er sich einige Erklarung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte, nochmals zu fragen, warum man die israelitische Geschichte vor allen andern gewaehlt. Hierauf antwortete der aelteste: "Unter allen heidnischen Religionen, denn eine solche ist die israelitische gleichfalls, hat diese grosse Vorzuege, wovon ich nur einiger erwaehnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Voelker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anfuhrer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Voelker: aber an Selbstaendigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zaeheit sucht es seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde, es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

"Es ziemt sich nicht, mit Euch zu rechten", versetzte Wilhelm, "da Ihr mich zu belehren imstande seid. Eroeffnet mir daher noch die uebrigen Vorteile dieses Volks, oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion." "Ein Hauptvorteil", versetzte jener, "ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Buecher. Sie stehen so gluecklich beisammen, dass aus den fremdesten Elementen ein taeuschendes Ganze entgegentreit. Sie sind vollstaendig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlaenglich barbarisch, um aufzufordern, hinlaenglich zart, um zu besaenftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Buechern, an diesem Buche zu ruehmen!"

Die Folge der Hauptbilder sowohl als die Beziehung der kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, dass er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hoerte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken als an die Gegenstaende zu fesseln schien. Indessen sagte jener bei Gelegenheit:

"Noch einen Vorteil der israelitischen Religion muss ich hier erwahnen: dass sie ihren Gott in keine Gestalt verkoerpert und uns also die Freiheit laesst, ihm eine wuerdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgoetterei durch Tier und Untiergestalten zu bezeichnen."

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwaertigt; es war ihm einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, dass Felix durch eine so wuerdige sinnliche Darstellung sich jene grossen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse fuer sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen waeren, zueignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sklaverei ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine kluge Weise allegorisch vorgestellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben ausser den Grenzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert, sich schon am Ende zu sehen. "Ich finde", sagte er zu seinem Fuehrer, "in diesem Geschichtsgang eine Luecke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstoert und das Volk zerstreut, ohne den goettlichen Mann aufzufuehren, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehoer geben wollten."

"Dies zu tun, wie Ihr es verlangt, waere ein Fehler gewesen. Das Leben dieses goettlichen Mannes, den Ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre fuer die Einzelnen. Was Voelkermassen und ihren Gliedern oeffentlich begegnet, gehoert der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir fuer die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehoert zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und uebte, solange er auf der Erde umherging. Deswegen ist hier das aeuessere abgeschlossen, und ich eroeffne Euch nun das Innere."

Eine Pforte tat sich auf, und sie traten in eine aehnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu sein als die ersten: alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Faerbung.

"Ihr seht", sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Teil der Bilder voruebergegangen waren, "hier weder Taten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist eine neue Welt, ein neues aeuessere, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgetan. Jene machen das Gemeine ausserordentlich, diese das Ausserordentliche gemein." "Ihr werdet die Gefaelligkeit haben", versetzte Wilhelm, "mir diese wenigen Worte umstaendlicher auszulegen: denn ich fuehle mich nicht geschickt, es selbst zu tun." "Sie haben einen natuerlichen Sinn", versetzte jener, "obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschliessen. Es ist nichts gemeiner und gewoehnlicher als Essen und Trinken; ausserordentlich dagegen, einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfaeltigen, dass sie fuer eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewoehnlicher als Krankheit und koerperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen aehnlichen Mittel aufheben, lindern ist ausserordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, dass das Gewoehnliche und das Ausserordentliche, das Moegliche und das Unmoegliche eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Ausserordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewoehnlichen, fasslichen Bilde verkoerpert, so dass er uns als lebendig, gegenwaertig, wirklich entgegentritt, dass wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsersgleichen umgehen koennen, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung ueber das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst."

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Dieser Teil der Galerie war kuerzer, oder vielmehr es war nur der vierte Teil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstaende waren nicht so auffallend, nicht so mannigfaltig; aber desto einladender, den tiefen, stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit aeusserte, dass man hier eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Juengern gelangt sei. Er fragte nach dem uebrigen Teil der Geschichte.

"Wir sondern", versetzte der aelteste, "bei jedem Unterricht, bei aller ueberlieferung sehr gerne, was nur moeglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin alles durcheinander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph stosset Euch nicht an diesen Ausdruck, als ein Weiser im hoechsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Strasse unverrueckt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden laesst und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen goettlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleichzustellen, ja sich fuer Gott zu erklaren. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Teil derselben fuer sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt allen, denen es um eine gewisse Hoehe im Lehren und Leben zu tun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel fuer den edlen Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Pruefungen ist jeder, zu diesem sind nur wenige berufen; und damit wir alles uebergehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die ruehrende Szene des Abendmahls. Hier laesst der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurueck, und indem er fuer die Guten besorgt ist, fuettert er zugleich mit ihnen einen Verraeter, der ihn und die Bessern zugrunde richten wird."

Mit diesen Worten eroeffnete der aelteste eine Pforte, und Wilhelm stutzte, als er sich wieder in der ersten Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indessen den ganzen Umkreis des Hofes zurueckgelegt. "Ich hoffte", sagte Wilhelm. "Ihr wuerdet mich ans Ende fuehren, und bringt mich wieder zum Anfang." "Fuer diesmal kann ich Euch weiter nichts zeigen", sagte der aelteste; "mehr lassen wir unsere Zoeglinge nicht sehen, mehr erklaren wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt; das aeussere allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das innere besonders Geistige und Herzliche nur denen, die mit einiger Besonnenheit heranwachsen, und das uebrige, was des Jahrs nur einmal eroeffnet wird, kann nur denen mitgeteilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwaertigen, Verhassten, Fliehenswerten geben wir einem jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Beduerfnis sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit Euer Sohn vorwaerts gekommen; alsdann sollt auch Ihr in das Heiligtum des Schmerzes eingeweiht werden."

"Erlaubt mir eine Frage", versetzte Wilhelm. "Habt ihr denn auch, so wie ihr das Leben dieses goettlichen Mannes als Lehr und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldungen herausgehoben?" "Auf alle Faelle", sagte der aelteste. "Hieraus machen wir kein Geheimnis; aber wir ziehen einen Schleier ueber diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es fuer eine verdammungswuerdige Frechheit, jenes Martergeruest und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die goettliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu taendeln, zu verziern und nicht eher zu ruhen, bis das Wuerdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sei fuer diesmal genug, um Euch ueber Euren Knaben zu beruhigen und voellig zu ueberzeugen, dass Ihr ihn auf irgendeine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wuenschenswerter Weise gebildet und auf alle Faelle nicht verworren, schwankend und unstaet wiederfinden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wuenschte. "Auch dieses", sagte der aelteste, "bleiben wir Euch bis uebers Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit

den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere besten Redner ueber diese Gegenstaende oeffentlich zu sagen fuer dienlich halten."

Bald nach dieser Unterredung hoerte man an der kleine Pforte pochen. Der gestrige Aufseher meldete sich, er hatte Wilhelms Pferd vorgefuehrt, und so beurlaubte sich der Freund von der Dreie, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgendermassen empfahl: "Dieser wird nun zu den Vertrauten gezaehlt, und dir ist bekannt, was du ihm auf seine Fragen zu erwidern hast: denn er wuenscht gewiss noch ueber manches, was er bei uns sah und hoerte, belehrt zu werden; Mass und Ziel ist dir nicht verborgen."

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch sogleich anbrachte. Wo sie durchritten, stellten sich die Kinder wie gestern; aber heute sah er, obgleich selten, einen und den andern Knaben, der den vorbereitenden Aufseher nicht gruesste, von seiner Arbeit nicht aufsah und ihn unbemerkt vorueberliess. Wilhelm fragte nun nach der Ursache und was diese Ausnahme zu bedeuten habe. Jener erwiderte darauf: "Sie ist freilich sehr bedeutungsvoll: denn es ist die hoechste Strafe, die wir den Zoeglingen auflegen, sie sind unwuerdig erklaert, Ehrfurcht zu beweisen, und genoetigt, sich als roh und ungebildet darzustellen; sie tun aber das moegliche, um sich aus dieser Lage zu retten, und finden sich aufs geschwindeste in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen verstockt zu seiner Rueckkehr keine Anstalt machen, so wird es mit einem kurzen, aber buendigen Bericht den Eltern wieder zurueckgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fuegen lernt, muss die Gegend verlassen, wo sie gelten."

Ein anderer Anblick reizte, heute wie gestern, des Wanderers Neugierde; es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zoeglingskleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten, denn solche, die verschieden gruessten, waren ueberein gekleidet, gleich Gruessende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs. "Er loest sich", versetzte jener, "darin auf, dass es ein Mittel ist, die Gemueter der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen, bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkuer gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorraete an Tuechern und Verbraemungen duerfen die Zoeglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb einer maessigen Beschraenkung Form und Schnitt waehlen; dies beobachten wir genau, denn an der Farbe laesst sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurteilung gewissermassen schwierig; es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung, sich anzuschliessen. Sehr selten, dass ein Zoegling auf etwas faellt, was noch nicht dagewesen, meistens waehlen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch solche aeusserlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schliessen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren, wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleichstellt.

Nun hat man Faelle gesehen, wo die Gemueter sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich ueber alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu tun, wir lassen die Vorraete ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, etwas Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernste Schattierungen, bequeme, faltenreiche Tracht die Besonnenen und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt, sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Verstellung, dem Blicke der Vorgesetzten."

Unter solchen und andern Gespraechen gelangte Wilhelm an die Grenze der Provinz, und zwar an den Punkt, wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegzusehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunaechst der Aufseher: Wilhelm moege nun erwarten, bis das grosse Fest allen Teilnehmern auf mancherlei Weise angekuendigt werde. Hierzu wuerden die saemtlichen Eltern eingeladen und

tuechtige Zoeglinge ins freie, zufaellige Leben entlassen. Alsdann solle er, hiess es, auch die uebrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo, nach eigenen Grundsuetzen, der einzelne Unterricht in vollstaendiger Umgebung erteilt und ausgeuebt wird.

Drittes Kapitel

Der Angewoehnung des werten Publikums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet, sich stueckweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst, nachstehende Erzaehlung in mehreren Abteilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlasste einen fortlaufenden Vortrag. Moege derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs innigste zusammengeflochten worden. Der Mann von funfzig Jahren

Der Major war in den Gutshof hereingeritten, und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, aussen auf der Treppe, die zum Schloss hinauffuehrte. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder groesser und schoener geworden. Sie flog ihm entgegen, er drueckte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters, und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie schnell hinwegging, das Fruehstueck zu bereiten, sagte der Major freudig: "Diesmal kann ich mich kurz fassen und sagen, dass unser Geschaefit beendet ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, dass er weder mit Paechtern noch Verwaltern zurechtkommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Gueter uns und unsern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir koennen es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch fuer die Gegenwart viel und fuer die Zukunft alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung sein. Da ich zunaechst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein taetiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vorteil bringen kann. Wir sehen ruhig zu, wie unsre Kinder emporwachsen, und es haengt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen."

"Das waere alles recht gut", sagte die Baronin, "wenn ich dir nur nicht ein Geheimnis zu entdecken haette, das ich selbst erst gewahr worden bin. Hilariens Herz ist nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen."

"Was sagst du?" rief der Major; "ist's moeglich? indessen wir uns alle Muehe geben, uns oekonomisch vorzusehen, so spielt uns die Neigung einen solchen Streich! Sag' mir, Liebe, sag' mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens fesseln konnte? Oder ist es denn auch schon so arg? Ist es nicht vielleicht ein fluechtiger Eindruck, den man wieder auszuloeschen hoffen kann?"

"Du musst erst ein wenig sinnen und raten", versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungeduld. Sie war schon aufs hoechste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Fruehstueck trugen, hereintretend, eine schnelle Aufloesung des Raetsels unmoeglich machte.

Der Major selbst glaubte das schoene Kind mit andern Augen anzusehen als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eifersuechtig auf den Beglueckten waere, dessen Bild sich in einem so schoenen Gemuet hatte eindringen koennen. Das Fruehstueck wollte ihm nicht schmecken, und er bemerkte nicht, dass alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu wuenschen und zu verlangen pflegte. ueber dieses Schweigen und Stocken verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin fuehlte sich verlegen und zog ihre Tochter ans Klavier; aber ihr geistreiches und gefuehlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wuenschte das schoene Kind und das Fruehstueck je eher je lieber entfernt zu sehen, und die Baronin musste sich entschliessen, aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuschlagen.

Kaum waren sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester nach einer Pause laechelnd versetzte: "Wenn du den Gluecklichen finden willst, den sie liebt, so brauchst du nicht weit zu gehen, er ist ganz in der Naehel: dich liebt sie."

Der Major stand betroffen, dann rief er aus: "Es waere ein sehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas ueberreden wolltest, das mich im Ernst so verlegen wie ungluecklich machen wuerde. Denn ob ich gleich Zeit brauche, mich von meiner Verwunderung zu erholen, so sehe ich doch mit einem Blicke voraus, wie sehr unsere Verhaeltnisse durch ein so unerwartetes Ereignis gestoert werden muessten. Das einzige, was mich troestet, ist die ueberzeugung, dass Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, dass ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und dass eine echte, gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst oder doch wenigstens mit einiger Beihuelte verstaendiger Personen gleich wieder zurueckkommt."

"Ich bin dieser Meinung nicht", sagte die Baronin; "denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefuehl, von welchem Hilarie durchdrungen ist."

"Etwas so Unnatuerliches haette ich ihrem natuerlichen Wesen nicht zugetraut", versetzte der Major.

"Es ist so unnatuerlich nicht", sagte die Schwester. "Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft fuer einen aelteren Mann, als du bist. Du hast funfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel fuer einen Deutschen, wenn vielleicht andere, lebhaftere Nationen frueher altern."

"Wodurch willst du aber deine Vermutung bekraeftigen?" sagte der Major.

"Es ist keine Vermutung, es ist Gewissheit. Das Naehere sollst du nach und nach vernehmen."

Hilarie gesellte sich zu ihnen, und der Major fuehlte sich, wider seinen Willen, abermals veraendert. Ihre Gegenwart deuchte ihn noch lieber und werter als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller, und schon fing er an, den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war fuer ihn hoechst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie hoechst liebenswuerdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Fruelingspracht, und der Major, der so viele alte Baeume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eignen Fruelings glauben. Und wer haette sich nicht in der Gegenwart des liebenswuerdigsten Maedchens dazu verfuehren lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle haeuslichen Epochen wurden mit der groessten Gemuetlichkeit durchlebt; abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Klavier; der Major hoerte mit andern Ohren als heute frueh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloss sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er alles nach seiner alten, gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern heruebergehaengt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er diesmal; seine Lebensgeister waren frueh aufgereggt. Aber nun merkte er auf einmal, dass eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein boeses Wort gegeben: denn alles ging in der strengsten Ordnung seinen gewoehnlichen Gang; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstuecke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war frueher aufgestanden, und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art boeser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so, wie er zu sein wuenschte. Einige graue Haare konnte er nicht leugnen, und von Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben. Er wischte und puderte mehr als sonst und musste es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wusste nicht, was er sagen sollte, und war erstaunt, einen so veraenderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon frueh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauss entgegen, und er hatte nicht den Mut, sie wie sonst zu kuessen und an sein Herz zu druecken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und ueberliess sich seinen Gefuehlen, ohne zu denken, wohin das fuehren koenne.

Die Baronin gleichfalls saeumte nicht lange zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, das ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief sie aus: "Du raetst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt." "So entdecke es nur bald!" versetzte der Major; und er erfuhr, dass ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und fuer einen Augenblick einzukehren gedenke. "Ich bin neugierig, ihn wiederzusehen", sagte der Major; "er ist kein Juengling mehr, und ich hoere, dass er noch immer die jungen Rollen spielt." "Er muss um zehn Jahre aelter sein als du", versetzte die Baronin. "Ganz gewiss", erwiderte der Major, "nach allem, was ich mich erinnere."

Es waehrte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefaelliger Mann herzu. Man stutzte einen Augenblick, als man sich wiedersah. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespraech. Hierauf ging man zu Erzaehlungen, zu Fragen und zu Rechenschaft ueber; man machte sich wechselweise mit den gegenwaertigen Lagen bekannt und fuehlte sich bald, als waere man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, dass dieser Mann in frueherer Zeit, als ein sehr schoener und angenehmer Juengling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glueck oder Unglueck gehabt habe; dass er dadurch in grosse Verlegenheit und Gefahr geraten, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, gluecklich herausriss. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlass gegeben.

Einige Zeit vor Tische liess man die Maenner allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermassen mit Erstaunen hatte der Major das aessere Behaben seines alten Freundes im ganzen und einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht veraendert zu sein, und es war kein Wunder, dass er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. "Du betrachtetest mich aufmerksamer als billig ist", sprach er endlich den Major an; "ich fuerchte sehr, du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzu gross." "Keineswegs", versetzte der Major, "vielmehr bin ich voll Verwunderung, dein Aussehen frischer und juenger zu finden als das meine; da ich doch weiss, dass du schon ein gemachter Mann warst, als ich, mit der Kuehnheit eines wagehalsigen Gelbschnabels, dir in gewissen Verlegenheiten beistand." "Es ist deine Schuld", versetzte der andere, "es ist die Schuld aller deinesgleichen; und ob ihr schon darum nicht zu schelten seid, so seid ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Notwendige; man will sein und nicht scheinen. Das ist recht gut, solange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfaengt und der Schein noch fluechtiger als das Sein ist, so merkt denn doch ein jeder, dass er nicht uebel getan haette, das aessere ueber dem Innern nicht ganz zu vernachlaessigen." "Du hast recht", versetzte der Major und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten "Vielleicht nicht ganz recht", sagte der bejahrte Juengling; "denn freilich bei meinem Handwerke waere es ganz unverzeihlich, wenn man das aessere nicht so lange aufstutzen wollte, als nur moeglich ist. Ihr aendern aber habt Ursache, auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind." "Doch gibt es Gelegenheiten", sagte der Major, "wo man sich innerlich frisch fuehlt und sein auesseres auch gar zu gern wieder auffrischen moechte."

Da der Ankoemmling die wahre Gemuetslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese aeußerung im Soldatensinne und liess sich weitläufig darueber aus: wie viel beim Militaer aufs aeußere ankomme und wie der Offizier, der so manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden koenne.

"Es ist zum Beispiel unverantwortlich", fuhr er fort, "dass Eure Schlaefen schon grau sind, dass hie und da sich Runzeln zusammenziehen und dass Euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerei und mit weit weniger Muehe und Sorgfalt, als man taeglich anwendet, um sich zu beschaedigen oder wenigstens Langeweile zu machen."

Der Major fand bei dieser zufaelligen Unterredung zu sehr seinen Vorteil, als dass er sie so bald haette abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke. "Das habe ich nun leider versaeumt!" rief er aus, "und nachzuholen ist es nicht; ich muss mich nun schon darein ergeben, und Ihr werdet deshalb nicht schlimmer von mir denken."

"Versaeumt ist nichts!" erwiderte jener, "wenn ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif waeret, nicht gleich einen jeden, der sein aeußeres bedenkt, fuer eitel erklaren und euch dadurch selbst die Freude verkuemmern moechtet, in gefaelliger Gesellschaft zu sein und selbst zu gefallen." "Wenn es auch keine Zauberei ist", laechelte der Major, "wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimnis, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuprobieren wisst." "Du magst im Scherz oder im Ernst reden", versetzte der Freund, "so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel frueher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich unschaetzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgeteilt, fuer bares Geld oder durch Zufall ueberliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deshalb meine weitem Forschungen aufzugeben. So viel kann ich dir sagen, und ich uebertreibe nicht: ein Toilettenkaestchen fuehre ich bei mir, ueber allen Preis! ein Kaestchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben moechte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammenblieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sei moeglich und diese Moeglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufaellig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, dass er wirklich schon frischer und munterer aussah und, von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald naeher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmutigen Aufmerksamkeiten getrost entgegenging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute frueh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzaehlungen und glueckliche Einfaele der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewusst, so wurde der Major um so verlegener, als jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens ueber Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen frueh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch naeher unterrichtet waere.

Der Major sah sehr wohl ein, dass hier keine Zeit zu verlieren sei, und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Guenstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache loszugehen, so lenkte er von weitem dahin, indem er, das vorige Gespraech wieder auffassend, versicherte: er fuer seine Person wuerde gern mehr Sorgfalt auf das aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, fuer eitel erklarten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzogen, was sie sich genoetigt fuehlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

"Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdruesslich!" versetzte der Freund; "denn das sind Ausdruecke, die sich die Gesellschaft angewoehnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder, wenn man es strenger nehmen will,

wodurch sich ihre unfreundliche und misswollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen moechte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und gluecklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefuehl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, dass er eine Freude am Dasein habe? Faende die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese aeusserungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn des einen Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so waere nichts dabei zu erinnern, und von diesem uebermass ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderlich-verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine aeusserung laesslich und ertraeglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existieren koennte: denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefuehl andern mitzuteilen, macht gefaellig, das Gefuehl eigner Anmut macht anmutig. Wollte Gott, alle Menschen waeren eitel, waeren es aber mit Bewusstsein, mit Mass und im rechten Sinne: so wuerden wir in der gebildeten Welt die gluecklichsten Menschen sein. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie, und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen aeussern Schein zu geben wissen, und der tuechtige Mensch wird sich bald von aussen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, so habe ich Ursache, mich auch deshalb fuer den gluecklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt, eitel zu sein, und weil ich, je mehr ich es bin, nur desto mehr Vergnuegen den Menschen schaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe, gerade auf diesem Wege, das Recht und das Glueck, noch in einem Alter das Publikum zu ergoetzen und zu entzuecken, in welchem andere notgedrungen vom Schauplatz abtreten oder nur mit Schmach darauf verweilen."

Der Major hoerte nicht gerne den Schluss dieser Betrachtungen. Das Woertchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, sollte nur zu einem uebergang dienen, um dem Freunde auf eine geschickte Weise seinen Wunsch vorzutragen; nun fuerchtete er, bei einem fortgesetzten Gespraech das Ziel noch weiter verrueckt zu sehen, und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

"Fuer mich", sagte er, "waere ich gar nicht abgeneigt, auch zu deiner Fahne zu schwören, da du es nicht fuer zu spaet haeltst und glaubst, dass ich das Versaeumte noch einigermaßen nachholen koenne. Teile mir etwas von deinen Tinkturen, Pomaden und Balsamen mit, und ich will einen Versuch machen."

"Mitteilungen", sagte der andere, "sind schwerer, als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, dass ich dir von meinen Flaeschchen etwas abfuelle und von den besten Ingredienzien meiner Toilette die Haelfte zuruecklasse; die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das ueberlieferte sich nicht gleich zu eigen machen; wie dieses und jenes passe, unter was fuer Umstaenden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seien, dazu gehoert uebung und Nachdenken; ja selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede ist, ein angebotenes Talent hat."

"Du willst, wie es scheint", versetzte der Major, "nun wieder zuruecktreten. Du machst mir Schwierigkeiten, um deine freilich etwas fabelhaften Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du hast nicht Lust, mir einen Anlass, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die Tat zu pruefen."

"Durch diese Neckereien, mein Freund", versetzte der andere, "wuerdest du mich nicht bewegen, deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht selbst so gute Gesinnungen gegen dich haette, wie ich es ja zuerst dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Mensch hat gar eine eigne Lust, Proselyten zu machen, dasjenige, was er an sich schaezt, auch ausser sich in andern zu Erscheinung zu bringen, sie geniessen zu lassen, was er selbst geniesst, und sich in ihnen wiederzufinden und darzustellen. Fuerwahr, wenn dies auch Egoismus ist, so ist er der liebenswuerdigste und lobenswuerdigste, derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhaelt. Aus ihm nehme ich denn auch, abgesehen von der Freundschaft, die ich zu dir hege, die Lust, einen Schueler in der Verjuengungskunst aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, dass er keine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon: weder Spezereien noch

irgendeine Anweisung ist hinlaenglich; die Anwendung kann nicht im Allgemeinen gelehrt werden. Dir zuliebe und aus Lust, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die groesste fuer den Augenblick will ich dir sogleich anbieten. Ich lasse dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkuenstler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiss, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und fuer den Anfang dir von grossem Nutzen sein wird, bis du dich in die Sache so hineinarbeitest, dass ich dir die hoeheren Geheimnisse endlich auch offenbaren kann."

"Wie!" rief der Major, "du hast auch Stufen und Grade deiner Verjuengungskunst? Du hast noch Geheimnisse fuer die Eingeweihten?" "Ganz gewiss!" versetzte jener. "Das muesste gar eine schlechte Kunst sein, die sich auf einmal fassen liesse, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden koennte, der zuerst hereintritt."

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach. Die Baronin musste Schaechtelchen, Buechschen und Glaeser hergeben, sie wusste nicht wozu; die Teilung ging vor sich, man war bis in die Nacht munter und geistreich zusammen. Bei dem spaeteren Aufgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach, in einiger Zeit zurueckzukehren.

Der Major kam ziemlich muede auf sein Zimmer. Er war frueh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und liess merken, dass die eigentliche Zeit, Verjuengungs und Verschoenerungsmittel anzubringen, die Nacht sei, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major musste sich also gefallen lassen, dass sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbrauen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Ausserdem wurden noch verschiedene Zeremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmuetze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Muetze uebergezoen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fuehlte er sich etwas mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamierten. Allein das suesse Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles, was zum Anzuge des Herrn gehoerte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stuehlen, und eben war der Major im Begriff, aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche uebereilung protestierte. Man muesse ruhen, man muesse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man fuer so manche Muehe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, dass er in einiger Zeit aufzustehen, ein kleines Fruehstueck zu geniessen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sei. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mussten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter diesen Geschaeften hin.

Der Major verkuerzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleider zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit und wuenschte noch ueberdies, Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, dass man sich durchaus abgewoehnen muesse, fertig werden zu wollen. Alles, was man tue, muesse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden voellig ueberein. Dafuer glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angezogen denn jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner zugestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Eine so schnell erscheinende Verjuengung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so dass er sich von innen und aussen erfrischt fuehlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegeneilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhaengen lassen, weil abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen, welche, teils unverheiratet, teils in fernen Landen wohnhaft, teils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darueber, ohne des Punktes zu erwahnen, dass sich bisher alle Familiensorgen und Bemuehungen bloss auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte sich diese ganze Ansicht freilich veraendert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem lakonischen Familiengemaelde. Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte: wen er alles von diesen gekannt habe? Und wer wohl noch leben und uebrig sein moechte?

Der Major begann seine Schilderung von den aeltesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Vaeter, die aehnlichkeit oder Unaehnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte, dass oft der Grossvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluss der Weiber, die, aus fremden Familien herueber heiratend, oft den Charakter ganzer Staemme veraendern. Er ruehmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verschwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillschweigen uebergang er diejenigen, deren man sich haette zu schaemen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein Bruder, der Obermarschall, er und seine Schwester und unten drunter sein Sohn und daneben Hilarie.

"Diese sehen einander gerade genug ins Gesicht", sagte der Major und fuegte nicht hinzu, was er im Sinne hatte. Nach einer Pause versetzte Hilarie bescheiden, halblaut und fast mit einem Seufzer: "Und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Hoehe blickt!" Zugleich sah sie mit ein paar Augen an ihm hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorsprach. "Versteh' ich dich recht?" sagte der Major, indem er sich zu ihr wendete. "Ich kann nichts sagen", versetzte Hilarie laechelnd, "was Sie nicht schon wissen." "Du machst mich zum gluecklichsten Menschen unter der Sonne!" rief er aus und fiel ihr zu Fuessen. "Willst du mein sein?" "Um Gottes willen stehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig."

Die Baronin trat herein. Ohne ueberrascht zu sein, stutzte sie. "Waere es ein Unglueck", sagte der Major, "Schwester! so ist die Schuld dein; als Glueck wollen wir's dir ewig verdanken."

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergestalt geliebt, dass sie ihn allen Maennern vorzog, und vielleicht war selbst die Neigung Hilariens aus dieser Vorliebe der Mutter, wo nicht entsprungen, doch gewiss genaehrt worden. Alle drei vereinigten sich nunmehr in einer Liebe, einem Behagen, und so flossen fuer sie die gluecklichsten Stunden dahin. Nur wurden sie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um sich her gewahr, und diese steht selten mit solchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien bestimmt, das ihm sehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geschaefts mit dem Obermarschall sollte der Major seinen Sohn in der Garnison besuchen, alles mit ihm abreden und diese Angelegenheiten zu einem gluecklichen Ende fuehren. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereignis der ganze Zustand verrueckt; die Verhaeltnisse, die sonst sich freundlich ineinanderschiegten, schienen sich nunmehr anzufeinden, und es war schwer vorauszusehen, was die Sache fuer eine Wendung nehmen, was fuer eine Stimmung die Gemueter ergreifen wuerde.

Indessen musste sich der Major entschliessen, seinen Sohn aufzusuchen, dem er sich schon angemeldet hatte. Er machte sich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne sonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, nach manchem Zaudern auf den Weg, liess Reitknecht und Pferde zurueck und fuhr mit seinem Verjuengungsdienner, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte seines Sohnes, entgegen.

Beide begriessten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs herzlichste. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht sogleich aus, was ihnen zunaechst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den aeltern Familiengliedern wegen des Vermoegens ueberhaupt, wegen der einzelnen Gueter und sonst verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespraech fing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz fasste und zu dem Vater laechelnd sagte: "Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafuer. Sie erzaehlen mir von Besitztuemern und Vermoegen und erwaehnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Teil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurueck, Sie erwarten, dass ich ihn selbst ausspreche, dass ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswuerdigen Kinde bald vereinigt zu sein."

Der Major befand sich bei diesen Worten des Sohnes in grosser Verlegenheit; da es aber teils seiner Natur, teils einer alten Gewohnheit gemaess war, den Sinn des andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Laecheln an. "Sie erraten nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe", fuhr der Lieutenant fort, "und ich will es nur rasch ein fuer allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Guete verlassen, die, bei so vielfacher Sorge fuer mich, gewiss auch an mein wahres Glueck gedacht hat. Einmal muss es gesagt sein, und so sei es gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht gluecklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswuerdigen Anverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhaeltnissen stehen moechte; aber eine andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang; Sie werden mich nicht ungluecklich machen." Nur mit Muehe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich ueber sein Gesicht verbreiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sei, welche sich seiner so gaenzlich bemaechtigen koennen. "Sie muessen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fuerchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie jedermann, der sich ihr naehert. Bei Gott! Ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes."

"Wer ist sie denn?" fragte der Major. "Wenn du ihre Persoenlichkeit zu schildern nicht imstande bist, so erzaehle mir wenigstens von ihren aeussern Umstaenden: denn diese sind doch wohl eher auszusprechen. " "Wohl, mein Vater!" versetzte der Sohn; "und doch wuerden auch diese aeusseren Umstaende bei einer andern anders sein, anders auf eine andere wirken. Sie ist eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verstorbenen Mannes, unabhaengig und hoechst wert, es zu sein, von vielen umgeben, von ebenso vielen geliebt, von ebenso vielen umworben, doch, wenn ich mich nicht sehr betriege, mir von Herzen angehoerig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Missbilligung aeusserte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schoenen Witwe gegen ihn zu erzaehlen, jene unwiderstehliche Anmut, jene zarten Gunstbezeugungen einzeln herzuruehmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefaelligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgendeinen vorzieht, ohne sich eben fuer ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umstaenden haette er gewiss gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten koennte; aber diesmal war ihm selbst so viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht taeuschen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als moeglich zu seinen Gunsten entscheiden moechte, dass er entweder kein Bedenken hatte oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

"Du setzest mich in grosse Verlegenheit", begann der Vater nach einiger Pause. "Die ganze uebereinkunft zwischen den uebriggebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, dass du dich mit Hilarien verbindest. Heiratet sie einen Fremden, so ist die ganze, schoene, kuenstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermoegens wieder aufgehoben, und du besonders in deinem Teile nicht zum besten bedacht. Es gaebe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen wuerdest: ich muesste noch in meinen alten Tagen Hilarien heiraten, wodurch ich dir aber schwerlich ein grosses Vergnuegen machen wuerde."

"Das groesste von der Welt!" rief der Lieutenant aus; "denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glueck der Liebe geniessen oder hoffen, ohne dass er dieses hoechste Glueck einem jeden Freund, einem jeden goennte, der ihm wert ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswuerdig ist nicht Hilarie! und schon der vorueberschwebende Gedanke, ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Mutigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann wuerde ich erst recht gluecklich sein, wenn ich Sie gluecklich wuesste; dann wuerde ich mich erst recht freuen, dass Sie fuer die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schoen und hoechlich belohnt wuerden. Nun fuehre ich sie erst mutig, zutraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schoenen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fuehlen; Sie werden dem Glueck eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glueck entgegengehen."

Mit diesen und andern dringenden Worten liess der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen, sondern eilte mit ihm zur schoenen Witwe, welche sie in einem grossen, wohleingerichteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen, aber ausgesuchten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wusste sie den Major zum Helden dieses Abends zu machen. Die uebrige Gesellschaft schien ihre Familie, der Major allein der Gast zu sein. Sie kannte seine Verhaeltnisse recht gut, und doch wusste sie darnach zu fragen, als wenn sie alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so musste auch jedes von der Gesellschaft schon irgendeinen Anteil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine musste seinen Bruder, der andere seine Gueter und der Dritte sonst wieder etwas gekannt haben, so dass der Major bei einem lebhaften Gespraech sich immer als den Mittelpunkt fuehlte. Auch sass er zunaechst bei der Schoenen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Laecheln an ihn gerichtet; genug, er fand sich so behaglich, dass er beinahe die Ursache vergass, warum er gekommen war. Auch erwaehte sie seines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitsprach; er schien fuer sie, wie die uebrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwaertig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten, in Gesellschaft unternommen und scheinbar gleichgueltig fortgesetzt, erhalten durch Klugheit und Anmut oft eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und emsig fortgesetzt, geben solche Bemuehungen einer Schoenen das Ansehen voelliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung und erregen in derselben ein stilles Missgefuehl. Dann aber, gleichsam wie beim Erwachen, ein Wort, ein Blick versetzt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen; legt sie aber gar die Arbeit in den Schoss nieder, zeigt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzaehlung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Maenner so gern ergehen, dies wird demjenigen hoechst schmeichelhaft, den sie dergestalt beguenstigt.

Unsere schoene Witwe arbeitete auf diese Weise an einer so praechtigen als geschmackvollen Brieftasche, die sich noch ueberdies durch ein groesseres Format auszeichnete. Dies ward nun eben von der Gesellschaft besprochen, von dem naechsten Nachbar aufgenommen, unter grossen Lobpreisungen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Kuenstlerin sich mit dem Major von ernstestem Gegenstaenden besprach; ein alter Hausfreund ruehmte das beinahe fertige Werk mit uebertreibung, doch als solches an den Major kam, schien sie es als seiner Aufmerksamkeit nicht wert von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein penelopeisch zauderhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufaellig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schoenen und fragte: "Was sagen Sie zu meinem Vater?" Laechelnd versetzte sie: "Mich deucht, dass Sie ihn wohl zum Muster nehmen koennten. Sehn Sie nur, wie nett er angezogen ist! Ob er sich nicht besser traegt und haelt als sein lieber Sohn!" So fuhr sie fort, den Vater auf Unkosten des Sohnes zu beschreiben und zu loben und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzaehlte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur desto freundlicher gegen die Witwe, und sie setzte sich gegen ihn schon auf einen lebhafteren, vertraulichem Ton. Kurz, man kann sagen, dass, als es zum Scheiden ging, der Major so gut als die uebrigen alle ihr und ihrem

Kreise schon angehoerte.

Ein stark einfallender Regen hinderte die Gesellschaft, auf die Weise nach Hause zu kehren, wie sie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fussgaenger verteilte; nur der Lieutenant, unter dem Vorwande, man sitze ohnehin schon zu eng, liess den Vater fortfahren und blieb zurueck.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fuehlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten uebertreten. Die Erde scheint sich fuer den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal ins Finstere tritt. So fuehlte sich der Major noch von der Gegenwart des schoenen Wesens umgeben. Er wuenschte, sie noch zu sehen, zu hoeren, sie wieder zu sehen, wieder zu hoeren; und nach einiger Besinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn gluecklich, dass er Ansprueche machen duerfe, so viel Vorzuege zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riss ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzueckung zur Tuere hereinstuerzte, den Vater umarmte und ausrief: "Ich bin der gluecklichste Mensch von der Welt!" Nach solchen und aehnlichen Ausrufen kam es endlich unter beiden zur Aufklaerung. Der Vater bemerkte, dass die schoene Frau im Gespraeche gegen ihn des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwaeht habe. "Das ist eben ihre zarte, schweigende, halb schweigende, halb andeutende Manier, wodurch man seiner Wuensche gewiss wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder getan. Ich gestehe es gern, dass ich zurueckblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen. Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiss wohl, es ist ihre Gewohnheit: wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgeloescht werden. Sie geht allein in ihren Zaubersaelen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannt hat. Sie liess den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurueckkam. Sie sprach anmutig, doch von gleichgueltigen Dingen. Wir gingen hin und wider durch die offenen Tuere die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemale bis ans Ende gelangt, in das kleine Kabinett, das nur von einer trueben Lampe erhellt ist. War sie schoen, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umkehren einen Augenblick still. Ich weiss nicht, was mir die Verwegenheit abnoetigte, ich weiss nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgueltigsten Gespraeche auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu kuessen, sie an mein Herz zu druecken. Man zog sie nicht weg. "Himmlisches Wesen", rief ich, "verbirg dich nicht laenger vor mir. Wenn in diesem schoenen Herzen eine Neigung wohnt fuer den Gluecklichen, der vor dir steht, so verhuelle sie nicht laenger, offenbare sie, gestehe sie! es ist die schoenste, es ist die hoechste Zeit. Verbanne mich oder nimm mich in deinen Armen auf!"

Ich weiss nicht, was ich alles sagte, ich weiss nicht, wie ich mich gebaerdete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es, sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige sein wolle. Ich kuesste sie mit Ungestuem; sie draengte mich weg. "Ja, doch, ja!" oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: "Ich sende meinen Vater, der soll fuer mich reden!" "Kein Wort mit ihm darueber!" versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. "Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist.""

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: "Was glaubst du nun, was zu tun sei? Sie Sache ist, daecht' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, dass wir nun etwas foermlicher zu Werke gehen koennen, dass es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und fuer dich anhalte. " "Um Gottes willen, mein Vater!" rief er aus, "das hiesse die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Foermlichkeit gestoert und verstimmt sein. Es ist genug, mein Vater, dass Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne dass Sie ein Wort aussprechen. Ja, Sie sind es, dem ich mein Glueck schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten fuer Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals wuerde der Sohn einen so gluecklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet haette."

Solche und aehnliche Mittheilungen unterhielten sie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig ueber ihre Plane; der Major wollte bei der schoenen Witwe nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegengehen; der Sohn sollte die seinige befoerdern und beschleunigen, wie es moeglich waere.

Viertes Kapitel

Der schoenen Witwe machte unser Major einen Morgenbesuch, um Abschied zu nehmen und, wenn es moeglich waere, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu foerdern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer aeltern Dame, die durch ein hoechst gesittetes, freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmut der Juengern, der Anstand der aelteren setzten das Paar in das wuensenswerteste Gleichgewicht, auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafuer zu sprechen, dass sie einander angehorte.

Die Juengere schien eine fleissig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Brieftasche soeben vollendet zu haben; denn nach den gewoehnlichen Empfangsbegrueessungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das kuenstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespraech wieder anknuempend: "Sie sehen also, dass ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen Zoegerns und manchen Saeumens den Anschein nicht hatte."

"Sie kommen eben recht, Herr Major", sagte die aeltere, "unsern Streit zu entscheiden oder wenigstens sich fuer eine oder die andere Partei zu erklaren; ich behaupte, man faengt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat, man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk, denn so nenn' ich es billig, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden koenne."

Unser Major musste der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Teils geflochten, teils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie sie gemacht sei. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verschmaecht, genug, man wusste nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

"Es ist doch noch einiges daran zu tun", versetzte die Schoene, indem sie die Schleife des umgeschlagenen Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschaefigte. "Ich will nicht streiten", fuhr sie fort, "aber erzaehlen will ich, wie mir bei solchem Geschaefte zumute ist. Als junge Maedchen werden wir gewohnt, mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken umherzuschweifen; beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich leugne nicht, dass ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknuepft habe, an Personen, an Zustaende, an Freud und Leid. Und so ward mir das Angefangene wert und das Vollendete, ich darf wohl sagen, kostbar. Als ein solches nun durft' ich das Geringste fuer etwas halten, die leichteste Arbeit gewann einen Wert, und die schwierigste doch auch nur dadurch, dass die Erinnerung dabei reicher und vollstaendiger war. Freunden und Liebenden, ehrwuerdigen und hohen Personen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu koennen; sie erkannten es auch und wussten, dass ich ihnen etwas von meinem Eigensten ueberreichte, das, vielfach und unaussprechlich, doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt, immer wie ein freundlicher Gruss wohlgefaellig aufgenommen ward."

Auf ein so liebenswuerdiges Bekenntnis war freilich kaum eine Erwiderung moeglich; doch wusste die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fuegen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die anmutige Weisheit roemischer Schriftsteller und Dichter zu schaeetzen und ihre leuchtenden Ausdruecke dem Gedaechnis einzupraegen, erinnerte sich einiger hierher gar wohl passender Verse, huetete sich aber, um nicht als Pedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch ihrer nur zu erwaehnen; versuchte jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, aus dem Stegreif eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Gespraech beinahe ins Stocken geraten waere.

Die aeltere Dame griff deshalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche; es war eine Sammlung von Poesien, welche soeben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschaeftigte; dies gab Gelegenheit, von Dichtkunst ueberhaupt zu sprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im Allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, dass sie von dem poetischen Talent des Majors unterrichtet seien. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Ehrentitel eines Dichters seine Absichten nicht verbarg, von den Gedichten seines Vaters gesprochen, auch einiges rezitiert; im Grunde, um sich mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist, sich fuer einen vorschreitenden, die Faehigkeiten des Vaters steigernden Juengling bescheidenlich geben zu koennen. Der Major aber, der sich zurueckzuziehen suchte, da er bloss als Literator und Liebhaber gelten wollte, suchte, da ihm kein Ausweg gelassen war, wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich allenfalls geuebt habe, fuer subaltern und fast fuer unrecht wollte angesehen wissen; er konnte nicht leugnen, dass er in demjenigen, was man beschreibend und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Versuche gemacht habe.

Die Damen, besonders die juengere, nahmen sich dieser Dichtart an; sie sagte: "Wenn man vernuenftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, was soll uns da das aufgeregte Wesen, das uns willkuerlich anreizt, ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder selbst zu ueberlassen; unendlich viel angenehmer ist mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden versetzt, wo ich mich wiederzuerkennen glaube, mir den Grundwert des Einfach-Laendlichen zu Gemuete fuehrt, mich durch buschige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Hoehe zum Anblick eines Landsees hinfuehrt, da denn auch wohl gegenueber erst angebaute Huegel, sodann waldgekroente Hoehen emporsteigen und die blauen Berge zum Schluss ein befriedigendes Gemaelde bilden. Bringt man mir das alles in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sofa dankbar, dass der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermuedender Wanderschaft, vielleicht unter andern, unguenstigen Umstaenden vor Augen sehe."

Der Major, der das vorwaltende Gespraech eigentlich nur als Mittel ansah, seine Zwecke zu befoerdern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Loebliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht geradezu, aber man suchte ihn von dem Wege wegzuscherzen, den er eingeschlagen hatte, besonders da er auf leidenschaftliche Gedichte hinzudeuten schien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entschiedene Neigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Geschick vorzutragen gesucht hatte. "Lieder der Liebenden", sagte die schoene Frau, "mag ich weder vorgelesen noch vorgesungen; gluecklich Liebende beneidet man, eh' man sich's versieht, und die Ungluecklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die aeltere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und sagte: "Warum machen wir solche Umschweife, verlieren die Zeit in Umstaendlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, dass wir sein anmutiges Gedicht, worin er die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelheiten vortraegt, schon teilweise zu kennen das Vergnuegen haben, und nunmehr ihn bitten, auch das Ganze nicht vorzuenthalten? Ihr Sohn", fuhr sie fort, "hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedaechnis vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zusammenhang zu sehen." Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohnes zurueckkehren und diese hervorheben wollte, liessen es die Damen nicht gelten, indem sie es fuer eine offenbare Ausflucht ansprachen, um die Erfuellung ihrer Wuensche indirekt abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden versprochen hatte, das Gedicht zu senden, sodann aber nahm das Gespraech eine Wendung, die ihn hinderte, zugunsten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, besonders da ihm dieser alle Zudringlichkeit abgeraten hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch deshalb einige Bewegung machte, sprach die Schoene mit einer Art von Verlegenheit, wodurch sie nur noch schoener ward, indem sie die frisch geknuepfte Schleife der Briefftasche sorgfaeltig zurechtzupfte: "Dichter und Liebhaber sind laengst schon leider im Ruf, dass ihren Versprechen und Zusagen nicht viel zu trauen sei; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deshalb ein Pfand, einen Treupfennig nicht verlange, sondern gebe. Nehmen Sie diese Briefftasche, sie hat etwas aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen sind daran

gekneupft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich ist sie fertig; bedienen Sie sich derselben als eines Boten, uns Ihre liebliche Arbeit zu ueberbringen."

Bei solch unerwartetem Anerbieten fuehlte sich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieser Gabe hatte so gar kein Verhaeltnis zu dem, was ihn gewoehnlich umgab, zu dem uebrigen, dessen er sich bediente, dass er sie sich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er sich zusammen, und wie seinem Erinnern ein ueberliefertes Gute niemals versagte, so trat eine klassische Stelle alsbald ihm ins Gedaechnis. Nur waere es pedantisch gewesen, sie anzufuehren, doch regte sie einen heitern Gedanken bei ihm auf, dass er aus dem Stegreife mit artiger Paraphrase einen freundlichen Dank und ein zierliches Kompliment entgegenzubringen im Falle war; und so schloss sich denn diese Szene auf eine befriedigende Weise fuer die saemtlichen Unterredenden.

Also fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhaeltnis verflochten; er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, sich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so musste er es doch fuer ein Glueck schaezten, auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhaeltnis zu bleiben, das bei ihren grossen Vorzuegen ihm so nahe angehoeren sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treuflieissiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswuerdige Aufmerksamkeit zuteil wird.

Gleich nach seiner Rueckkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder, zu schreiben, seiner guten Schwester alles zu berichten, und da war nichts natuerlicher, als dass in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervortat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit stoerenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck; denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befoerdert und beschleunigt werden konnte, geeignet war, sie ganz zufriedenzustellen, so wollte ihr doch die schoene Witwe nicht gefallen, ohne dass sie sich deswegen Rechenschaft zu geben gedacht haette. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus fuer irgendeine Frau muss man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich untereinander zu gut, um sich einer solchen ausschliesslichen Verehrung wuerdig zu halten. Die Maenner kommen ihnen vor wie Kaeufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waren, die er kennt, im Vorteil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Kaeufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt, er bedarf der Ware, will und wuenscht sie und versteht gar selten, sie mit Kenneraugen zu betrachten. Jener weiss recht gut, was er gibt, dieser nicht immer, was er empfaengt. Aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu aendern, ja so loeblich als notwendig, denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

In Gefolge solches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der guenstigen Schilderung des Vaters voellig zufrieden sein; sie fand sich ueberrascht von der gluecklichen Wendung der Sache, doch liess eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung fuer den Bruder, die Witwe fuer den Sohn nicht jung genug; indessen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten scheint. Ein frommer Wunsch, dass alles gut gehen moege, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin, indem sie nach einem geschichtlichen Eingang also fortfuhr.

"Die Art dieser jungen, verfuehrerischen Witwe ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag tut, ihr schmeichelt und, wenn ihre stummen Vorzuege sich nicht klar genug dartaeten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiss. Zuschauer, Teilnehmer an einer solchen Repraesentation muessen Maenner sein, daher entsteht die Notwendigkeit, sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts uebles von der schoenen

Frau, sie scheint anstaendig und behutsam genug, aber eine solche luesterne Eitelkeit opfert den Umstaenden auch wohl etwas auf, und, was ich fuer das Schlimmste halte: nicht alles ist reflektiert und vorsaeztlich, ein gewisses glueckliches Naturell leitet und beschuetzt sie, und nichts ist gefaehrlicher an so einer gebornen Kokette als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit."

Der Major, nunmehr auf den Guetern angelangt, widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle, zu bemerken, dass ein richtiger, wohlgefasster Hauptgedanke in der Ausfuehrung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufaelligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, dass der erste Begriff beinahe verschwindet und fuer Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Moeglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliierten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so waere denn auch hier der traurige Anblick schoener, ansehnlicher, vernachlaessigter, missbrauchter Besitzungen zu einem trostlosen Zustande geworden, haette man nicht durch das verstaendige Bemerken einsichtiger oekonomen zugleich vorausgesehen, dass eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend sein werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu versetzen, um zuletzt durch Ordnung und Taetigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt, und zwar mit einem ernstern Advokaten, doch gab dieser dem Major weniger Besorgnisse als jener, der zu den Menschen gehoerte, die keine Zwecke haben oder, wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein taeglich und stuendliches Behagen war ihm das unerlaessliche Beduerfnis seines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich Ernst, seine Glaebiger loszuwerden, die Gueterlast abzuschuetteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel zu setzen, eines anstaendigen, gesicherten Einkommens ohne Sorge zu geniessen, dagegen aber auch nicht das geringste von den bisherigen Braeuchlichkeiten fahren zu lassen.

Im ganzen gestand er alles ein, was die Geschwister in den ungetruebten Besitz der Gueter, besonders auch des Hauptgutes, setzen sollte, aber auf einen gewissen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf seinen Geburtstag die aeltesten Freunde und die neusten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der solchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprueche nicht voellig aufgeben. Die Meublen alle sollten in dem Lusthause bleiben, die Kupferstiche an den Waenden sowie auch die Fruechte der Spaliere ihm versichert werden. Pfirsiche und Erdbeeren von den ausgesuchtesten Sorten, Birnen und aepfel, gross und schmackhaft, besonders aber eine gewisse Sorte grauer, kleiner aepfel, die er seit vielen Jahren der Fuerstin Witwe zu verehren gewohnt war, sollten ihm treulich geliefert sein. Hieran schlossen sich noch andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Paechter, Verwaltern, Gaertnern ungemein beschwerlich.

Der Obermarschall war uebrigens von dem besten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren liess, dass alles nach seinen Wuenschen, wie es ihm sein leichtes Temperament vorgespiegelt hatte, sich endlich einrichten wuerde, so sorgte er fuer eine gute Tafel, machte sich einige Stunden auf einer muehelosen Jagd die noetige Bewegung, erzaehlte Geschichten auf Geschichten und zeigte durchaus das heiterste Gesicht; auch schied er auf gleiche Weise, dankte dem Major zum schoensten, dass er so bruederlich verfahren, verlangte noch etwas Geld, liess die kleinen vorraetigen grauen Goldaepfel, welche dieses Jahr besonders wohl geraten waren, sorgfaeltig einpacken und fuhr mit diesem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fuerstin zu ueberreichen gedachte, nach ihrem Witwensitz, wo er denn auch gnaedig und freundlich empfangen ward.

Der Major an seiner Seite blieb mit ganz entgegengesetzten Gefuehlen zurueck und waere an den Verschraenkungen, die er vor sich fand, fast verzweifelt, waere ihm nicht das Gefuehl zu Huelfe gekommen, das einen taetigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu loesen, als entworren vor sich zu sehen darf.

Gluecklicherweise war der Advokat ein rechtlicher Mann, der, weil er sonst viel zu tun hatte, diese Angelegenheit bald beendigte. Ebenso gluecklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen maessige Bedingungen in dem Geschaefit mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluss entgegensehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fuehlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin und Widerwirken bei dieser Angelegenheit, es beduerfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Bei einer Pause des Geschaefits, die ihm einige Freiheit liess, eilte er auf sein Gut, wo er, des Versprechens eingedenk, das er an die schoene Witwe getan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, seine Gedichte versuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk und Erinnerungsbuecher, Auszuege beim Lesen alter und neuer Schriftsteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe fuer Horaz und die roemischen Dichter war das meiste daher, und es fiel ihm auf, dass die Stellen grosstenteils Bedauern vergangner Zeit, voruebergeschwundner Zustaende und Empfindungen andeuteten. Statt vieler ruecken wir die einzige Stelle hier ein:

"Heu! Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit? Vel cur bis animis incolumes non redeunt genae!"

"Wie ist heut mir doch zumute? So vergnueglich und so klar! Da bei frischem Knabenblute Mir so wild, so duester war. Doch wenn mich die Jahre zwacken, Wie auch wohlgemut ich sei, Denk' ich jene roten Backen, Und ich wuensche sie herbei."

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfaeltigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern, gross Oktav, zierlichst verfasst hatte. Die koestliche Briefftasche von bedeutender Groesse nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so praechtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren hoechst notwendig; Prosaisches aber kaum zulaessig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am besten aus der Sache zu ziehen. Sie hiess:

"Nec factas solum vestes spectare juvabat, Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti."

Zu Deutsch:

"Ich sah's in meisterlichen Haenden Wie denk' ich gern der schoenen Zeit! Sich erst entwickeln, dann vollenden Zu nie gesehner Herrlichkeit. Zwar ich besitz' es gegenwaertig, Doch soll ich mir nur selbst gestehn: Ich wollt', es waere noch nicht fertig, Das Machen war doch gar zu schoen!"

Mit diesem uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, dass er das schoene flektierte Verbum: dum fierent, in ein traurig abstraktes Substantivum veraendert habe, und es verdross ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu koennen. Nun ward auf einmal seine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig, und der Glanz des Deutschen Parnasses, auf den er doch auch im stillen hinaufstrebte, schien ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber, da er dieses heitere Kompliment, mit dem Urtexte unverglichen, noch ganz artig fand und glauben durfte, dass ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen wuerde, so entstand eine zweite Bedenklichkeit: dass, da man in Versen nicht galant sein kann, ohne verliebt zu scheinen, er dabei als kuenftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle spiele. Das Schlimmste jedoch fiel ihm zuletzt ein: jene Ovidischen Verse werden von Arachnen gesagt, einer ebenso geschickten als huebschen und zierlichen Weberin. Wurde nun aber diese durch die neidische Minerva in eine Spinne verwandelt, so war es gefaehrlich, eine schoene Frau, mit einer Spinne, wenn auch nur von ferne, verglichen, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Netzes schweben zu sehen. Konnte man sich doch unter der geistreichen Gesellschaft, welche unsre Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher diese Nachbildung ausgewittert haette. Wie sich nun der Freund aus einer solchen Verlegenheit gezogen, ist uns selbst unbekannt geblieben, und wir muessen diesen Fall unter diejenigen rechnen, ueber welche die Musen auch

wohl einen Schleier zu werfen sich die Schalkheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht selbst ward abgesendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leser desselben belustigt sich an der entschiedenen Jagdliebhaberei und allem, was sie beguenstigen mag; erfreulich ist der Jahreszeitenwechsel, der sie mannigfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten saemtlicher Geschoepfe, denen man nachstellt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jaeger, die sich dieser Lust, dieser Muehe hingeben, die Zufaelligkeiten, wie sie befoerdern oder schaedigen: alles war, besonders was auf das Gefluegel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit grosser Eigentuemlichkeit behandelt.

Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhuette war nichts versaeumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfasst, wodurch es zwar einen gefuehlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann und sehr wohltaetig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprueche, nach dem Genuss ein gewisses Leere empfinden liess. War es das Umblaettern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Missbefinden, der Major fuehlte sich nicht heiter gestimmt. Dass die Jahre, die zuerst eine schoene Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fuehlen. Eine versaeumte Badereise, ein ohne Genuss verstrichener Sommer, Mangel an stetiger gewohnter Bewegung, alles liess ihn gewisse koerperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er fuer wirkliche uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig sein moechte.

Wie aber den Frauen der Augenblick, wo ihre bisher unbestrittene Schoenheit zweifelhaft werden will, hoechst peinlich ist, so wird den Maennern in gewissen Jahren, obgleich noch im voelligen Vigor, das leiseste Gefuehl einer unzuLaenglichen Kraft aeusserst unangenehm, ja gewissermassen aengstlich.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn haette beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn fruehes Aufstehn des Majors, taegliches Ausreiten und Umhergehen desselben sowie der Zutritt mancher Beschaeftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschaeftslosen zu noetigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschaeftigen das Recht hatten, liess er den Major schon einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hokuspokus waren verschleiert gewesen. Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrechterhalten sollte, ward eingeschaerft, besonders aber Mass in allem und Abwechslung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann fuer Haut und Haare, fuer Augenbrauen und Zaehne, fuer Haende und Naegel, fuer deren zierlichste Form und schicklichste Laenge der Wissende schon laenger gesorgt hatte. Dabei wurde Maessigung aber und abermals in allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schoenheits-Erhaltungs-Lehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nuetze sei. Indes konnte man denken, dass er sich doch wohl wieder zu seinem vorigen Patron zurueckwuenschen moechte, um den mannigfaltigen Vergnuegungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu koennen.

Und wirklich tat es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst gegeben zu sein. Der verstaendige Mann braucht sich nur zu maessigen, so ist er auch gluecklich. Er moechte sich der herkoemmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knuepft, wieder mit Freiheit bedienen, die Gestalt Hilariens trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor, und er fuegte sich in den Zustand des Braeutigams, vielleicht den anmutigsten, der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens gehoennt ist.

Schon einige Monate waren die saemtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht voneinander geblieben; der Major beschaeftigte sich, in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestaetigungen seines Geschaefts

abschliesslich zu negoziieren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Taetigkeit auf die heiterste, reichlichste Ausstattung; der Sohn, seiner Schoenen mit Leidenschaft dienstpflchtig, schien hierueber alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und umgab alle laendlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und fruehzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine duestre Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt haette und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes aecker, Wiesen, Baumgruppen, Huegel und Gebuesche duester vor sich liegen saehe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebaeudes vor sich erblickte, er haette gewiss geglaubt, eine festlich geschmueckte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert muesste er aber sein, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgefuehrt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermaedchen, in hellen Zimmern zwischen klaren Waenden, neben freundlichem Hausrat, durchaus erwaermt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu ueberraschen glauben, so ist es notwendig, zu bemerken, dass diese glaenzende Erleuchtung hier nicht als ausserordentlich anzusehen sei, sondern zu den Eigenheiten gehoere, welche die Dame aus ihrem fruehern Leben mit heruebergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt, den Winter allen uebrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genuesse zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer aeltesten Diener hatte so grosse Lust an Kuenstlichkeiten, dass nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hie und da einzufuehren nicht waere bemueht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finsternis eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirt aus Neigung und wohlbedaechtig vertauscht, und ihr einsichtiger Gemahl hatte, da ihr das Laendliche anfangs nicht zusagte, mit Einstimmung seiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher so gut hergestellt, dass die nachbarlichen Verbindungen nirgends in so gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieser loeblichen Anstalt die Hauptabsicht, dass die Dame, besonders zur guten Jahrszeit, ueberall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern haeuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wusste. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenschaftliche Sorge fuer ihre Tochter genugsame Beschaeftigung, der oeftere Besuch des Bruders herzliche Unterhaltung und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleichsah.

Den heutigen Tag war jedoch diese Erleuchtung recht am Platze; denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbescherung aufgestellt, in die Augen fallend und glaenzend. Das kluge Kammermaedchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu steigern, und dabei alles zusammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausstattung Hilariens bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der listigen Absicht, mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen als dasjenige zu erheben, was schon geleistet war. Alles Notwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der zierlichsten Arbeit; auch an Willkuerlichem war kein Mangel, und doch wusste Ananette ueberall da noch eine Luecke anschaulich zu machen, wo man ebensogut den schoensten Zusammenhang haette finden koennen. Wenn nun alles Weisszeug, stattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Mousselin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie sie auch Namen haben moegen, genugsames Licht umherwarfen, so fehlte doch alles bunte Seidene, mit dessen Ankauf man weislich zoegerte, weil man bei sehr veraenderlicher Mode das Allerneueste als Gipfel und Abschluss hinzufuegen wollte.

Nach diesem heitersten Anschauen schritten sie wieder zu ihrer gewoehnlichen, obgleich mannigfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schicksal sie auch fuehren mochte, bei einem gluecklichen aeussern auch von innen heraus anmutig und ihre Gegenwart wuensenswert macht, hatte in diesem laendlichen Zustande so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen

einzuweisen gewusst, dass Hilarie bei ihrer grossen Jugend schon ueberall zu Hause schien, bei keinem Gespraech sich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren voellig gemaess sich erzeugte. Wie dies geleistet werden konnte, zu entwickeln, wuerde zu weitlaeufig sein; genug, dieser Abend war auch ein Musterbild des bisherigen Lebens. Ein geistreiches Lesen, ein anmutiges Pianospiele, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar wie sonst gefaellig und regelmaessig, aber doch mit mehr Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten, verehrten Mann, dem man dieses und so manches andere zum freundlichsten Empfang voruebte. Es war ein braeutliches Gefuehl, das nicht nur Hilarien mit den suestesten Empfindungen belebte; die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen Teil daran, und selbst Ananette, sonst nur klug und taetig, musste sich gewissen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abwesenden Freund als zurueckkehrend, als gegenwaertig vorspiegelten. Auf diese Weise hatten sich die Empfindungen aller drei in ihrer Art lebenswuerdigen Frauen mit der sie umgebenden Klarheit, mit einer wohltaetigen Waerme, mit dem behaglichsten Zustande ins gleiche gestellt.

Fuenftes Kapitel

Heftiges Pochen und Rufen an dem aeussersten Thor, Wortwechsel droehender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelschein im Hofe unterbrachen den zarten Gesang. Aber gedaempft war der Laerm, ehe man dessen Ursache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geraeus und lebhaftes Hin und Hersprechen heraufkommender Maenner. Die Tuere sprang auf ohne Meldung, die Frauen entsetzten sich. Flavio stuerzte herein in schauderhafter Gestalt, verworrenen Hauptes, auf dem die Haare teils borstig startten, teils vom Regen durchnaesst niederhingen; zerfetzten Kleides, wie eines, der durch Dorn und Dickicht durchgestuermt, greulich beschmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewadet.

"Mein Vater!" rief er aus, "wo ist mein Vater?" Die Frauen standen bestuerzt; der alte Jaeger, sein fruehster Diener und liebevollster Pfleger, mit ihm eintretend, rief ihm zu: "Der Vater ist nicht hier, besaenftigen Sie sich; hier ist Tante, hier ist Nichte, sehen Sie hin!" "Nicht hier, nun so lasst mich weg, ihn zu suchen; er allein soll's hoeren, dann will ich sterben. Lasst mich von den Lichtern weg, von dem Tag, er blendet mich, er vernichtet mich."

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls fuehlend, mehrere Bediente standen aengstlich umher. "Was soll ich auf diesen Teppichen, ich verderbe sie, ich zerstoere sie; mein Unglueck traeuft auf sie herunter, mein verworfenes Geschick besudelt sie." Er draengte sich gegen die Tuere, man benutzte das Bestreben, um ihn wegzufuehren und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt, sie hatten Orest gesehen, von Furien verfolgt, nicht durch Kunst veredelt, in greulicher, widerwaertiger Wirklichkeit, die im Kontrast mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarsten Kerzenschimmer nur desto fuerchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an, und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die ihrigen eingepraegt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten, sich zu erkundigen. Sie erfuehren zu einiger Beruhigung, dass man ihn auskleide, trocken, besorge; halb gegenwaertig, halb unbewusst lasse er alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwiesen.

Endlich vernahmen die beaengstigten Frauen, man habe ihn zur Ader gelassen und sonst alles Besaenftigende moeglichst angewendet; er sei zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baronin verlangte, wenn er schlafe, ihn zu sehen; der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie draengte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze daemmerte hinter dem gruenen Schirm, man sah wenig, man hoerte nichts; die Mutter naehrte sich dem Bette, Hilarie, sehnsuchtsvoll, ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein hoechst zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt blaesslich, schienen unter den schon wieder sich krausenden Locken auf das anmutigste

hervor, eine ruhende Hand und ihre laendlichen zartkraeftigen Finger zogen den unsteten Blick an. Hilarie, leise atmend, glaubte selbst einen leisen Atem zu vernehmen, sie naehrte die Kerze, wie Psyche in Gefahr, die heilsamste Ruhe zu stoeren. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie diese guten, alles Anteils wuerdigen Personen ihre naechentlichen Stunden zugebracht, ist uns ein Geheimnis geblieben; den andern Morgen aber von frueh an zeigten sich beide hoechst ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunsch, den Leidenden zu sehen, bescheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavio reichte die Hand hin "Verzeihung, liebste Tante, einige Geduld, vielleicht nicht lange" Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte "Gegruesset liebe Schwester" das fuhr ihr durchs Herz, er liess nicht los, sie sahen einander an, das herrlichste Paar, kontrastierend im schoensten Sinne. Des Juenglings schwarze, funkelnde Augen stimmten zu den duestern, verwirrten Locken; dagegen stand sie scheinbar himmlisch in Ruhe, doch zu dem erschuetternden Begebnis gesellte sich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung "Schwester" ihr Allerinnerstes war aufgereggt. Die Baronin sprach: "Wie geht es, lieber Neffe?" "Ganz leidlich, aber man behandelt mich uebel." "Wieso?" "Da haben sie mir Blut gelassen, das ist grausam; sie haben es weggeschafft, das ist frech; es gehoert ja nicht mein, es gehoert alles, alles ihre." Mit diesen Worten schien sich seine Gestalt zu verwandeln, doch mit heissen Traenen verbarg er sein Antlitz ins Kissen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck, es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hoelle vor sich eroeffnet saehe, zum erstenmal ein Ungeheures erblickte und fuer ewig. Rasch, leidenschaftlich eilte sie durch den Saal, warf sich im letzten Kabinett auf den Sofa, die Mutter folgte und fragte, was sie leider schon begriff. Hilarie, wundersam aufblickend, rief: "Das Blut, das Blut, es gehoert alles ihre, alles ihre, und sie ist es nicht wert. Der Unglueckselige! der Arme!" Mit diesen Worten erleichterte der bitterste Traenenstrom das bedraengte Herz.

Wer unternahme es wohl, die aus dem Vorhergehenden sich entwickelnden Zustaende zu enthuelen, an den Tag zu bringen das innere, aus dieser ersten Zusammenkunft den Frauen erwachsende Unheil? Auch dem Leidenden war sie hoechst schaedlich, so behauptete wenigstens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu troesten kam, aber sich doch verpflichtet fuehlte, alles weitere Annaehnern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Tochter wagte nicht zu verlangen, was die Mutter nicht zugegeben haette, und so gehorchte man dem Gebot des verstaendigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber sogleich neben sich im Bette versteckt. Nun gesellte sich Neugierde zu der uebrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blaettdchen von schoener, freier Hand, obgleich mit Hast geschrieben, es enthielt folgende Zeilen:

"Ein Wunder ist der arme Mensch geboren, In Wundern ist der irre Mensch verloren, Nach welcher dunklen, schwer entdeckten Schwelle Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte? Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hoelle."

Hier konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kraefte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in aufloesenden Schmerzen verfluechtigt. Der Arzt hatte sich ueberzeugt, dass der Juengling bald wieder herzustellen sei; koerperlich gesund, werde er schnell sich wieder froh fuehlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern waere. Hilarie sann auf Erwiderung; sie sass am Fluegel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu so tiefen Schmerzen; doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gesinnungen an, dass sie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm, folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

"Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren, So bleibst du doch zum Jugendglueck geboren; Ermanne dich zu rasch gesundem Schritte, Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle, Empfinde dich in treuer Guten Mitte, Da spriesse dir des Lebens heitre Quelle."

Der aertzliche Hausfreund uebernahm die Botschaft, sie gelang, schon erwiderte der Juengling gemaessigt; Hilarie fuhr mildernd fort, und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht ist es uns vergoent, den ganzen Verlauf dieser holden Kur gelegentlich mitzuteilen. Genug, einige Zeit verstrich in solcher Beschaeftigung hoechst angenehm; ein ruhiges Wiedersehen bereitete sich vor, das der Arzt nicht laenger als noetig zu verspaeten gedachte.

Indessen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere sich beschaeftigt, und diese dem gegenwaertigen Zustande ganz angemessene Unterhaltung wirkte gar wundersam auf den erregten Geist. Sie sah manche Jahre ihres Lebens zurueck, schwere drohende Leiden waren voruebergegangen, deren Betrachtung den Mut fuer den Moment kraeftigte; besonders ruehrte sie die Erinnerung an ein schoenes Verhaeltnis zu Makarien, und zwar in bedenklichen Zustaenden. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und sogleich der Entschluss gefasst, sich auch diesmal an sie zu wenden: denn zu wem sonst haette sie ihre gegenwaertigen Gefuehle richten, wem sonst Furcht und Hoffnung offen bekennen sollen?

Bei dem Aufräumen fand sie aber auch unter andern des Bruders Miniaturportraet und musste ueber die aehnlichkeit mit dem Sohne laechelnd seufzen. Hilarie ueberraschte sie in diesem Augenblick, bemaechtigte sich des Bildes, und auch sie ward von jener aehnlichkeit wundersam betroffen.

So verging einige Zeit; endlich mit Verguenstigung des Arztes und in seinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Fruhestueck herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefuerchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja schrecklichen Momenten etwas Heiteres, ja Laecherliches sich zu ereignen pflegt, so glueckte es auch hier. Der Sohn kam voellig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemem Jagd und Familienleben, bei der Schwester in Verwahrung liess. Die Baronin laechelte und nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wusste nicht wie, betroffen genug, sie wendete das Gesicht weg, und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phrase gluecken. Um nun saemtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sei etwas groesser, hiess es, und deshalb der Rock etwas zu lang; dieser sei etwas breiter, deshalb der Rock ueber die Schultern zu eng. Beide Missverstaendnisse gaben dieser Maskerade ein komisches Ansehen.

Durch diese Einzelheiten jedoch kam man ueber das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Fuer Hilarien freilich blieb die aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedraengend.

Nun aber wuenschten wir wohl den naechsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umstaendlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen duerfen. Hier muss denn nun von dem Einfluss der Dichtkunst abermals die Rede sein.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen, es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich—sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzuegliches gelingen sollte; deswegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, hoechst eindringend und lobenswert erschienen und nun, einer gegenwaertigen, hoechst liebenswuerdigen Schoenen mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mussten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten; sie hegt ein heimlich, kaum bewusstes Gefuehl, dass es nicht unangenehm sein muesste, sich an die Stelle der Angebeteten leise gehoben zu sehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr ins

Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern verfasst, weil er sich von seiner Schoenen, wenn auch nur bescheiden, halb und halb kann erwidern lassen, was er wuenscht und was er aus ihrem schoenen Munde zu hoeren kaum erwarten duerfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechselseitig gelesen, und zwar, da es nur aus der einen Handschrift geschah, in welche man beiderseits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinschauen und zu diesem Zweck jedes das Baendchen anfassen musste, so fand sich, dass man, nahe sitzend, nach und nach Person an Person, Hand an Hand immer naeher rueckte und die Gelenke sich ganz natuerlich zuletzt im verborgnen beruehrten.

Aber bei diesen schoenen Verhaeltnissen, unter solchen daraus entspringenden allerliebsten Annehmlichkeiten fuehlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er schlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich sehndend, zu bemerken gab, dass er diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimnis indes waere, bei einigem Nachdenken, nicht schwer zu erraten gewesen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Juengling hervorgerufenen Momente den Ungluecklichen entschieden abgewiesen und die bisher hartnaeckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerstoert haben. Eine Szene, wie dies zugegangen, wagten wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier moechte uns die jugendliche Glut ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, dass er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rueckkehr nuechterner Gedanken lebhaft auf, und er wusste, da der Vater immer laenger ausblieb und er die einzige moegliche Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deshalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehaendigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit aufloeste, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, dass der ihm erteilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlaengert werden.

So unerklaerlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemuet fast aengstlicher als die verschmaechte Liebe selbst zu druecken begann. Er fuehlte nun ganz das Glueck, bei seinen lebenswuerdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu sein; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen seinen angenehm-geselligen Eigenschaften wiederhergestellt, die ihn der schoenen Witwe selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeitlang notwendig gemacht hatten und nur durch eine peremtorische Forderung ihrer Hand fuer immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten, auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer taetigen Lebensweise aufgereggt. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloss zusammenhielt, hatte ueberall, in grossen Wassermassen niedergehend, Fluss um Fluss angeschwellt; es waren Daemme gebrochen, und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhoeefe, groessere und kleinere Besitztuermer, zwar auf Huegeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Faelle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener fuehrten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihuelfe ward Brot gebacken, Stiere wurden geschlachtet, Fischerkaehne fuhren hin und her, Huelfe und Vorsorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fuegte sich schoen und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an einem Orte wollte man den austeilenden Gemeindevorstehern nicht trauen; Flavio uebernahm das Geschaef und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und gluecklich zur Stelle. Das einfache Geschaef, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Juengling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunkt dieser Unglueckstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, fuer die sich das schoene Kind besonders interessierte. Flavio fand die Woechnerin und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzaehlungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja laecherlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche notgedrungene Zustaende wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein

unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Woechnerin zu begruessen, zu beschenken und einige heitere Stunden zu erleben.

Nach einigem Widerstand der guten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieses Abenteuer zu bestehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, wie diese Begebenheit uns bekannt geworden, einigermassen besorgt gewesen zu sein, es moege hier einige Gefahr obschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schoenen, kuehne Rettung von seiten des Juenglings, um das lose geknuepfte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem diesem war nicht die Rede, die Fahrt lief gluecklich ab, die Woechnerin ward besucht und beschenkt; die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hier und da ein kleiner Anstoss sich hervortat, wenn der Anschein eines gefaehrlichen Moments die Fortrundernden zu beunruhigen schien, so endete solches nur mit neckendem Scherz, dass eins dem andern eine aengstliche Miene, eine groessere Verlegenheit, eine furchtsam Gebaerde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit, sich zu sehen und unter allen Umstaenden zusammen zu sein, hatte sich verstaerkt, und die gefaehrliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annaehnern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmutig sollten sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klaerte sich auf, eine gewaltige Kaelte, der Jahreszeit gemaess, trat ein, die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veraenderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluten erst getrennt war, hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsbald tat sich als erwuenschte Vermittlerin die schoene Kunst hervor, welche, die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Ruestkammer oeffnete sich, jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine, glatte Flaechen, selbst mit einiger Gefahr, als der erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu hoechster Leichtigkeit Geuebte; denn dieses Vergnuegen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Kanaelen, diesmal aber in der fernhin erweiterten Flaechen.

Flavio fuehlte sich nun erst durch und durch gesund, und Hilarie, seit ihren fruehsten Jahren von dem Oheim angeleitet, bewies sich so lieblich als kraeftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger, bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und Meiden, was sonst so schwer aufs Herz faellt, ward hier zum kleinen, scherzhaften Frevel, man floh sich, um sich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieser Lust und Freudigkeit bewegte sich auch eine Welt des Beduerfnisses; immer waren bisher noch einige Ortschaften nur halb versorgt geblieben, eilig flogen nunmehr auf tuechtig bespannten Schlitzen die noetigsten Waren hin und wider, und was der Gegend noch mehr zugute kam, war, dass man aus manchen der voruebergehenden Hauptstrasse allzu fernen Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirtschaft in die naechsten Magazine der kleinen Staedte und Flecken bringen und von dorthin aller Art Waren zurueckfuehren konnte. Nun war auf einmal eine bedraengte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder versorgt, durch eine glatte, dem Geschickten, dem Kuehnen geoeffnete Flaechen verbunden.

Auch das junge Paar unterliess nicht, bei vorwaltendem Vergnuegen mancher Pflichten einer liebevollen Anhaenglichkeit zu gedenken. Man besuchte jene Woechnerin, begabte sie mit allem Notwendigen; auch andere wurden heimgesucht: Alte, fuer deren Gesundheit man besorgt gewesen; Geistliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung sitzlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Pruefung noch achtenswerter fand; kleinere Gutsbesitzer, die kuehn genug vor Zeiten sich in gefaehrliche Niederungen angebaut, diesmal aber, durch wohlangelegte Daemme geschuetzt, unbeschuedigt geblieben und nach grenzenloser Angst sich ihres Daseins doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl andern eine bedeutende Person geworden, deswegen fiel auch einer dem andern Erzaehlenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen, denn es blieb immer die Gefahr, ein ploetzliches Tauwetter moechte den ganzen schoenen Kreis gluecklichen Wechselwirkens zerstoeren, die Wirte

bedrohen und die Gaeste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so rascher Bewegung und dem lebhaftesten Interesse beschaeftigt, so verlieh der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden; denn das hat die Eislust vor allen andern koerperlichen Bewegungen voraus, dass die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermuedet. Saemtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kraefte zu erzeugen, so dass zuletzt eine selig bewegte Ruhe ueber uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht losloesen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloss, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward ploetzlich umgewendet und eine Rueckkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht voneinander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man fasste sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiss zu sein. Am allersuessesten aber schien die Bewegung, wenn ueber den Schultern die Arme verschraenkt ruhten und die zierlichen Finger unbewusst in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem gluehenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwidern wie sonst, aber sie schien anders zu sein. Aus ihren Abgruenden schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg, sie fuehlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

Alle hochstaemmigen Weiden und Erlen an den Graeben, alles niedrige Gebuesch auf Hoehen und Huegeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kaelte war gewachsen, sie fuehlten nichts davon und fuhren dem lang daherglitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und selbst dunkel, vom Lichtglanz umgeben, auf sie zuschritt; unwillkuerlich wendeten sie sich ab, jemanden zu begegnen waere widerwaertig gewesen. Sie vermieden die immerfort sich herbewegende Gestalt, die Gestalt schien sie nicht bemerkt zu haben und verfolgte ihren geraden Weg nach dem Schlosse. Doch verliess sie auf einmal diese Richtung und umkreiste mehrmals das fast beaengstigte Paar. Mit einiger Besonnenheit suchten sie fuer sich die Schattenseite zu gewinnen, im vollen Mondglanz fuhr jener auf sie zu, er stand nah vor ihnen, es war unmoeglich, den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in ueberraschung das Gleichgewicht und stuerzte zu Boden, Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie und fasste ihr Haupt in seinen Schoss auf, sie verbarg ihr Angesicht, sie wusste nicht, wie ihr geworden war. "Ich hole einen Schlitten, dort unten faehrt noch einer vorueber, ich hoffe, sie hat sich nicht beschaedigt; hier, bei diesen hohen drei Erlen find' ich euch wieder!" so sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Juengling empor. "Lass uns fliehen", rief sie, "das ertrag' ich nicht." Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses heftig, dass Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte, er gab ihr die freundlichsten Worte.

Auszumalen ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr naechtligh auf der glatten Flaechen im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie gelangten spaet nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu beruehren, sich nicht zu naehern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins Weite und Breite hilfreich herumgefuehrt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange, Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer, Flavio ueberliess Vortanz und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Aussenbleiben schon bemaechtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bewohnt anzutreffen, die eignen Kleider, Waesche und Geraetschaften, nur nicht so ordentlich, wie er's gewohnt war, umherliegend. Die Hausfrau versah mit anstaendigem Zwang ihre Pflichten, und wie froh war sie, als alle Gaeste, schicklich untergebracht, ihr endlich Raum liessen, mit dem Bruder sich zu erklaren. Es war bald getan, doch brauchte es Zeit, sich von der ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen; an Loesung des Knotens, an Befreiung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser ueberzeugen sich wohl, dass von diesem Punkte an wir beim Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern erzaehrend und betrachtend verfahren muessen, wenn wir in die Gemuetszustaende, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwaertigen wollen.

Wir berichten also zuerst, dass der Major, seitdem wir ihn aus den Augen verloren, seine Zeit fortwaehrend jenem Familiengeschaeft gewidmet, dabei aber, so schoen und einfach es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf. Wie es denn ueberhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwickeln und die vielen verschraenkten Faeden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deshalb den Ort oefters veraendern musste, um bei verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben, so gelangten die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zuerst; dann hoerte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Dass Hilariens Neigung im Umwenden begriffen sei, blieb ihm verborgen, denn wie haette die Schwester ihn davon unterrichten moegen!

Auf die Nachricht der ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingefallenem Frost in die Naehel der Eisfelder, schaffte sich Schrittschuhe, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf dorthin bewegend, gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von ferne schauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichsten Anschauen und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung geraten.

Der uebergang von innerer Wahrheit zum aeußern Wirklichen ist im Kontrast immer schmerzlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich eins vom andern losreisst, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zugrunde ging. Ja der Wahn hat, solange er dauert, eine unueberwindliche Wahrheit, und nur maennliche, tuechtige Geister werden durch Erkennen eines Irrtums erhoehet und gestaerkt. Eine solche Entdeckung hebt sie ueber sich selbst, sie stehen ueber sich erhoben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsofort frisch und mutig anzutreten.

Unzaehlig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht; unzaehlig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eignen Kraefte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, ausserhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiss.

Zu gutem Glueck jedoch war der Major durch ein halbes Bewusstsein, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natuerlichen Lebensgange wieder ueberlassen, auf den Schein Ansprueche zu machen aufgehoert hatte, empfand er sich am eigentlichen koerperlichen Behagen einigermassen verkuerzt. Er empfand das Unangenehme eines ueberganges vom ersten Liebhaber zum zaertlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt fuer das Schicksal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefuehl von Liebe, von Hang, von Verlangen annaehrender Gegenwart sich erst spaeter entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, so war es ihr Glueck, was er beherzigte, das er ihr zu schaffen wuenschte, mehr als die Wonne, sie zu besitzen. Ja er musste sich, wenn er ihres Andenkens rein geniessen wollte, zuerst ihre himmlisch ausgesprochene Neigung, er musste jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor sich gesehen, die Liebenswuerdigste zusammenstuerzend, in dem Schosse des Juenglings, beide seiner verheissenen huelfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im duestersten Zustande ueberlassen: wer fuehlte das mit und verzweifelte nicht in seine Seele?

Die an Vereinigung gewoehnte, auf naehere Vereinigung hoffende Familie hielt sich bestuerzt auseinander; Hilarie blieb hartnaeckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den fruere Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der schoenen Witwe verursacht. Um ihren

bisher leidenschaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswuerdigen, welche Absicht auf ihn verriet, nicht zu ueberlassen, wendet sie mehr scheinbare Gunst, als billig ist, an ihn. Er, dadurch aufgeregt und ermutigt, sucht seine Zwecke heftig bis ins Ungehoerige zu verfolgen, worueber denn erst Widerwaertigkeit und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch dem ganzen Verhaeltnis unwiederbringlich ein Ende macht.

Vaeterlicher Milde bleibt nichts uebrig, als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und, wo moeglich, herzustellen; gehen sie laesslicher, als zu hoffen war, vorueber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters manches zu besorgen, auf die uebernommenen Gueter und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschliessen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschaeftigung mehrerer Tage war es fuer den Major, Briefe und Pakete zu eroeffnen, welche sich waehrend seines laengeren Ausbleibens bei der Schwester gehaeuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlkonservierten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze, sich zu verheiraten, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, dass fuer einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sei, sich des schoenen Geschlechts zu enthalten und einer loeblichen, bequemen Freiheit zu geniessen. Nun zeigte der Major laechelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhaltes hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausfuehrung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmutige Wendung sich auszeichnete:

"Der spaete Mond, der zur Nacht noch anstaendig leuchtet, verblasst vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kraeftig erscheint, sieht im Fruehling verbraeunt und missfaerbig aus, neben hell aufgruenender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschliessung hier vorzueglich preisen; denn wie ein kleines Ereignis die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gesinnungen obwalten, die Waage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fuerchtete, den zweiten zu verlieren. An eine kuenstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter einem Dach befand. Frueher oder spaeter haette vielleicht ein solches Ereignis wenig gewirkt, gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollstaendigkeit gewoehnten Menschen hoechst widerwaertig begegnen muss. Es ist ihm, als wenn der Schlussstein seines organischen Wesens entfremdet waere und das uebrige Gewoelbe nun auch nach und nach zusammenzustuerzen drohte.

Wie dem auch sei, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einsichtig und verstaendig ueber die so verwirrt scheinende Angelegenheit; sie mussten beide bekennen, dass sie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt seien, ganz nahe daran, von dem sie sich zufaellig, durch aeussern Anlass durch Irrtum eines unerfahrenen Kindes verleitet, unbedachtsam entfernt; sie fanden nichts natuerlicher, als auf diesem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen sodann jede elterliche Sorgfalt, wozu sie sich die Mittel zu verschaffen gewusst, treu und unablaessig zu widmen. Voellig in uebereinstimmung mit dem Bruder, ging die Baronin zu Hilarien ins Zimmer. Diese sass am Fluegel, zu eigner Begleitung singend und die eintretende Begruessende mit heiterem Blick und Beugung zum Anhoeren gleichsam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Saengerin aussprach, die nicht besser waere zu wuenschen gewesen. Nachdem sie geendigt hatte, stand sie auf, und ehe die aeltere Bedaechtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing sie zu sprechen an: "Beste Mutter! es war schoen, dass wir ueber die wichtigste Angelegenheit so lange geschwiegen; ich danke Ihnen, dass Sie bis jetzt diese Saite nicht beruehrten, nun aber ist es wohl Zeit, sich zu

erklären, wenn es Ihnen gefällig ist. Wie denken Sie sich die Sache?"

Die Baronin, höchst erfreut ueber die Ruhe und Milde, zu der sie ihre Tochter gestimmt fand, begann sogleich ein verstaendiges Darlegen der fruhern Zeit, der Persoenlichkeit ihres Bruders und seiner Verdienste; sie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Wert, der einem jungen Maedchen so nahe bekannt geworden, auf ein freies Herz notwendig machen muesse, und wie sich daraus, statt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenschaft sich zeige, entwickeln koenne. Hilarie hoerte aufmerksam zu und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre voellige Einstimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn ueber, und jene liess ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht so ruehmliche Argumente fuer den Juengeren fand, als sie fuer den Vater anzufuehren gewusst hatte, so hielt sie sich hauptsaechlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den diesem die Jugend gebe, der zugleich, als vollkommen gattlicher Lebensgefahrte gewaehlt, die voellige Verwirklichung des vaeterlichen Daseins von der Zeit wie billig verspreche. Auch hierin schien Hilarie gleichstimmig zu denken, obschon ein etwas ernsterer Blick und ein manchmal niederschauendes Auge eine gewisse in diesem Fall hoechst natuerliche innere Bewegung verrieten. Auf die aeusseren gluecklichen, gewissermassen gebietenden Umstaende lenkte sich hierauf der Vortrag. Der abgeschlossene Vergleich, der schoene Gewinn fuer die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin sich erweiternden Aussichten, alles ward voellig der Wahrheit gemaess vor Augen gestellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarie selbst erinnerlich sein muesse, dass sie fruher dem mit ihr heranwachsenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, sei verlobt gewesen. Aus alle dem Vorgesagten zog nun die Mutter den sich selbst ergebenden Schluss, dass nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungesaeumt stattfinden koenne.

Hilarie, ruhig blickend und sprechend, erwiderte darauf, sie koenne diese Folgerung nicht sogleich gelten lassen, und fuehrte gar schoen und anmutig dagegen an, was ein zartes Gemuet gewiss mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszufuehren nicht unternehmen.

Vernuenftige Menschen, wenn sie etwas Verstaendiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen waere, dieser oder jener Zweck zu erreichen sein moechte, und dafuer sich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fuehlen sich hoechst unangenehm betroffen, wenn diejenigen, die zu eignem Glueck mitwirken sollten, voellig andern Sinnes gefunden werden und aus Gruenden, die tief im Herzen ruhen, sich demjenigen widersetzen, was so loeblich als noetig ist. Man wechselte Reden, ohne sich zu ueberzeugen; das Verstaendige wollte nicht in das Gefuehl eindringen, das Gefuehlte wollte sich dem Nuetzlichen, dem Notwendigen nicht fuegen; das Gespraech erhitzte sich, die Schaerfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr maessig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so dass zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Wuerde des jungen Maedchens erstaunt zuruecktrat, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurueckkehrte, laesst sich denken, vielleicht auch, wenngleich nicht vollkommen, nachempfinden, wie der Major, der, von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getroestet vor der Schwester stand, sich von jener Beschaemung entwunden und so dieses Ereignis, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fuehlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natuerliche aeusserung: man muesse nichts uebereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eroeffneten Weg, der sich nunmehr gewissermassen selbst verstuende, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber koennen wir kaum unsern Lesern zumuten, aus diesen ergreifenden inneren Zustaenden in das aeussere ueberzugehen, worauf doch jetzt so viel ankam. Indes die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit liess, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschaeftigte sich der Major bei eintretendem Fruehjahr, die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn, der sich in der Folge als einen reichen Besitzer und, wie er gar nicht zweifeln

konnte, als gluecklichen Gatten Hilariens erblickte, fuehlte nun erst ein militaerisches Bestreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiss vorauszusehen, dass dieses Raetsel, welches nur noch an eine Grille geknuepft schien, sich bald aufhellen und auseinanderlegen wuerde.

Leider aber war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtaeglich, aber vergebens, auf die Sinnesaenderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und selten, aber doch, bei entscheidendem Anlass, mit Sicherheit zu erkennen gab, sie bleibe so fest bei ihrer ueberzeugung, als nur einer sein kann, dem etwas innerlich wahr geworden, es moege nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang stehen oder nicht. Der Major empfand sich zwiespaeltig; er wuerde sich immer verletzt fuehlen, wenn Hilarie sich wirklich fuer den Sohn entschiede; entschiede sie sich aber fuer ihn selbst, so war er ebenso ueberzeugt, dass er ihre Hand ausschlagen muesse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel unablaessig vorschwebten, bald als Hintergrund, auf welchem sich die Wirklichkeiten und Beschaefigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald herantretend und alles Gegenwaertige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher, wirksamer Taetigkeit aufbot, so war es bei naechtlichem Erwachen, wo alles Widerwaertige, gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwaelzte. Dies ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen duerften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel fuer solche Lagen am sichersten bewaehrten, hier kaum lindernd, geschweige denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Staedtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wuenschte. Er, bei seinen vielfachen Geschaefts und Weltverhaeltnissen an dergleichen gewoehnt, saeumte um so weniger, als ihm die freie, fluechtige Hand einigermaßen erinnerlich schien. Ruhig und gefasst nach seiner Art begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast baeuerischen Oberstube die schoene Witwe ihm entgegnetrat, schoener und anmutiger, als er sie verlassen hatte. War es, dass unsere Einbildungskraft nicht faehig ist, das Vorzueglichste festzuhalten und voellig wieder zu vergegenwaertigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehreren Reiz gegeben, genug, es bedurfte doppelter Fassung, sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeinsten Hoeflichkeit zu verbergen; er gruesste sie verbindlich mit verlegener Kaelte.

"Nicht so, mein Bester!" rief sie aus, "keineswegs hab' ich Sie dazu zwischen diese geweihten Waende, in diese hoechst unedle Umgebung berufen; ein so schlechter Hausrat fordert nicht auf, sich hoefisch zu unterhalten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, bekenne: in Ihrem Hause hab' ich viel Unheil angerichtet." Der Major trat stutzend zurueck. "Ich weiss alles", fuhr sie fort, "wir brauchen uns nicht zu erklaren; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, Ihre gute Schwester, Sie alle bedaure ich." Die Sprache schien ihr zu stocken, die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Traenen nicht zurueckhalten, ihre Wangen roetete sich, sie war schoener als jemals. In aeusserster Verwirrung stand der edle Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Ruehrung. "Setzen wir uns", sagte, die Augen trocknend, das allerliebste Wesen. "Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich, Sie sehen, wie ich bestraft bin." Sie hielt ihr gesticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg, wie bitterlich sie weinte.

"Klaeren Sie mich auf, meine Gnaedige", sprach er mit Hast. "Nichts von gnaedig!" entgegnete sie himmlisch laechelnd, "nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiss alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut." "Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?" "Selbstbekenntnisse. Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein." Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin. "Die Hand meiner Schwester, Briefe, mehrere, der nachlaessigen Schrift nach vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhaeltnis gestanden?" "Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift: "An ***." "Ein neues Raetsel: An Makarien, die schweigsamste aller Frauen." "Deshalb aber auch

die Vertraute, der Beichtiger aller bedraengten Seelen, aller derer, die sich selbst verloren haben, sich wiederzufinden wuenschten und nicht wissen wo." "Gott sei Dank!" rief er aus, "dass sich eine solche Vermittlung gefunden hat, mir wollt' es nicht ziemen, sie anzuflehen, ich segne meine Schwester, dass sie es tat; denn auch mir sind Beispiele bekannt, dass jene Treffliche, im Vorhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die aeussere verworrene Gestalt irgendeinem Ungluecklichen sein rein schoenes Innere gewiesen und ihn auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat."

"Diese Wohltat erzeugte sie auch mir", versetzte die Schoene; und in diesem Augenblick fuehlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden, dass aus dieser sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen merkwuerdigen Person sich ein sittlich-schoenes, teilnehmendes und teilgebendes Wesen hervortat. "Ich war nicht ungluecklich, aber unruhig", fuhr sie fort, "ich gehoerte mir selbst nicht recht mehr an, und das heisst denn doch am Ende nicht gluecklich sein. Ich gefiel mir selbst nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtruecken, wie ich wollte, es schien mir immer, als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, seit ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmuecken koenne, komm' ich mir wieder recht schoen vor." Sie sagte das zwischen Laecheln und Weinen und war, man musste es zugeben, mehr als liebenswuerdig. Sie erschien achtungswert und wert einer ewigen treuen Anhaenglichkeit.

"Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz: hier sind die Briefe! sie zu lesen und wieder zu lesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten, beduerften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustaende sich entscheiden lassen."

Sie verliess ihn, um in dem Garten auf und ab zu gehen; er entfaltete nun einen Briefwechsel der Baronin mit Makarien, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich ueber die schoene Witwe. Wie eine Frau die andere ansieht und scharf beurteilt, geht hervor. Eigentlich ist nur vom aeussern und von aeusserungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von seiten Makariens eine mildere Beurteilung. Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus. Das aeussere erscheint als Folge von Zufaeligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Neigung des jungen Paares, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilariens. ueberall finden sich Erwiderungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gruendlichen ueberzeugung stammt, dass hieraus eine sittliche Besserung entstehen muesse. Sie uebersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schoenen Frau, deren himmelschoenes Innere nun hervortritt und das aeussere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schliesst mit einer dankbaren Erwiderung an Makarien.

Sechstes Kapitel

Wilhelm an Lenardo

Endlich, teuerster Freund, kann ich sagen, sie ist gefunden, und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzusetzen, in einer Lage, wo fuer das gute Wesen nichts weiter zu wuenschen uebrigbleibt. Lassen Sie mich im allgemeinen reden; ich schreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich alles vor Augen habe, wovon ich Rechenschaft geben soll.

Haeuslicher Zustand, auf Froemmigkeit gegrundet, durch Fleiss und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im gluecklichsten Verhaeltnis der Pflichten zu den Faehigkeiten und Kraeften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten, anfaenglichsten Sinne; hier ist Beschraenktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Maessigung, Unschuld und Taetigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart gesehen, ueber welche eine heitere Aussicht auf die naechste Zeit und die Zukunft waltet. Dieses, zusammen betrachtet, moechte wohl hinreichend sein, einen jeden Teilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles dessen, was unter uns besprochen worden, auf das dringendste bitten: der

Freund moege es bei dieser allgemeinen Schilderung belassen, solche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitem Nachforschung entsagen, und sich dem grossen Lebensgeschaefte, in das er nun wahrscheinlich vollkommen eingeweiht sein wird, auf die lebhafteste Weise widmen.

Ein Duplikat dieses Briefes sende an Hersilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermute, am sichersten weiss, wo Sie zu finden sind. An diesen geprueften, im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverlaessigen Freund schreibe noch einiges, welches er mitteilen wird; besonders bitte, was mich selbst betrifft, mit Anteil zu betrachten und mit frommen, treuen Wuenschen mein Vorhaben zu foerdern. Wilhelm an den Abbé

Wenn mich nicht alles triegt, so ist Lenardo, der hoechst wertzuschaetzende, gegenwaertig in eurer Mitte, und ich sende deshalb das Duplikat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Moege dieser vorzuegliche junge Mann in euren Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist.

Was mich betrifft, so kann ich, nach fortdauernder taetiger Selbstpruefung, mein durch Montan vorlaengst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch, meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stetigkeit zu vollenden, wird immer dringender. In sicherer Hoffnung, man wuerde meinen Vorstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschaefts zugunsten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den schon ausgesprochenen Bedingungen getrost antreten duerfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurueckgelegt, gedenke ich in *** einzutreffen. An diesem Ort hoff ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemaess von neuem zu beginnen.

Siebentes Kapitel

Nachdem unser Freund vorstehende Briefe abgelaesen, schritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Talgegend sich ihm eroeffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, so manches abzuschliessen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen, lebhaften Reisegefaehrten, durch welchen seinem Bestreben und seinem Genuss manches zu Gunsten gereichen sollte. Er findet sich mit einem Maler zusammen, welcher, wie dergleichen viele in der offnen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spuken, sich diesmal als ein ausgezeichnete Kuenstler darstellte. Beide schicken sich gar bald ineinander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsaezte, und nun wird offenbar, dass der treffliche Kuenstler, der aquarellierte Landschaften mit geistreicher, wohl gezeichneter und ausgefuehrter Staffage zu schmuecken weiss, leidenschaftlich eingenommen sei von Mignons Schicksalen, Gestalt und Wesen. Er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen, worin sie gelebt, der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in gluecklichen und ungluecklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum grossen See, Wilhelm trachtet, die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Laendliche Prachthaeuser, weitlaeufige Kloester, ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplaetze wurden gesucht und die Wohnungen kuehner und gutmuetiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Staedtchen am Ufer und Schloesschen auf benachbarten Hoehen vergessen. Dies alles weiss der Kuenstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Faerben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so dass Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Ruehrung zubrachte.

Auf mehreren Blaettern war Mignon im Vordergrunde, wie sie liebte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der gluecklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persoenlichkeit einzufassen wusste.

Und so sah man denn das Knaben-Maedchen in mannigfaltiger Stellung und Bedeutung aufgefuehrt. Unter dem hohen Saeulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plaetschernd auf dem angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeugte sich als ein kuehner Matrose.

Ein Bild aber tat sich vor allen hervor, welches der Kuenstler auf der Herreise, noch eh' er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzuegen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirge glaenzt der anmutige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfaellen besprueht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirg-Schlucht nie anmutiger und bedeutender staffiert worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker, um Furcht einzufloessen, zu wunderlich, um Vertrauen zu erwecken. Kraeftige Saumrosse schleppen, bald ueber Knueppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepaeck, an welchem herum die saemtlichen Instrumente einer betaeubenden Musik, schlotternd aufgehaengt, das Ohr mit rauhen Toenen von Zeit zu Zeit belaestigen. Zwischen allem dem das liebenswuerdige Kind, in sich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerstreben, gefuehrt, aber nicht geschleppt. Wer haette sich nicht des merkwuerdigen, ausgefuehrten Bildes gefreut? Kraeftig charakterisiert war die grimmige Enge dieser Felsmassen; die alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengetuermt, allen Ausgang zu hindern drohend, haette nicht eine kuehne Bruecke auf die Moeglichkeit, mit der uebrigen Welt in Verbindung zu gelangen, hingedeutet. Auch liess der Kuenstler mit klugdichtendem Wahrheitssinne eine Hoehle merklich werden, die man als Naturwerkstatt maechtiger Kristalle oder als Aufenthalt einer fabelhaft-furchtbaren Drachenbrut ansprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Palast des Marchese; der Greis war von seiner Reise noch nicht zurueck; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behoerden wohl zu benehmen wussten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den wuerdigen Mann gerne wieder gesehen und herzlich begruesst haette, so fuerchtete er sich doch vor dessen dankbarer Freigebigkeit und vor irgendeiner aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofuer er schon den zartesten Lohn dahingenommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schoensten Jahreszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch -untergang und keine der tausend Schattierungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigt ueberspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine ueppige Pflanzenwelt, ausgesaet von Natur, durch Kunst gepflegt und gefoerdert, umgab sie ueberall. Schon die ersten Kastanienwaelder hatten sie willkommen geheissen, und nun konnten sie sich eines traurigen Laechelns nicht enthalten, wenn sie, unter Zypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich roeten, Orangen und Zitronen in Bluete sich entfalten und Fruechte zugleich aus dem dunklen Laube hervorgluehend erblickten.

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch fuer Wilhelm ein neuer Genuss. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfaenglich fuer sichtbare Schoenheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf einmal gewahr: ihm sei durch einen gleichgestimmten, aber zu ganz andern Genuessen und Taetigkeiten gebildeten Freund die Umwelt aufgeschlossen.

In gespraechiger Hindeutung auf die wechselnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch konzentrierte Nachahmung wurden ihm die Augen aufgetan und er von allen sonst hartnaeckig gehegten Zweifeln befreit. Verdaechtig waren ihm von jeher Nachbildungen italienischer Gegenden gewesen; der Himmel schien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar hoechst lieblich, doch unwahr und das mancherlei frische Gruen doch gar zu bunt; nun verschmolz er aber mit seinem neuen Freunde aufs innigste und lernte, empfaenglich wie er

war, mit dessen Augen die Welt sehen, und indem die Natur das offenbare Geheimnis ihrer Schoenheit entfaltete, musste man nach Kunst als der wuerdigsten Auslegerin unbezwingliche Sehnsucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der malerische Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieser hatte manchmal einen heitern Gesang angestimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf sich's, dass er in einem der Palaeste ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Laute in kleinem Format, kraeftig, vollklingend, bequem und tragbar; er wusste das Instrument alsbald zu stimmen, so gluecklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwaertigen so freundlich zu unterhalten, dass er, als neuer Orpheus, den sonst strengen und trocknen Kastellan erweichend bezwang und ihn freundlich noetigte, das Instrument dem Saenger auf eine Zeitlang zu ueberlassen, mit der Bedingung, solches vor der Abreise treulich wiederzugeben, auch in der Zwischenzeit an irgendeinem Sonn oder Feiertage zu erscheinen und die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht und Marktschiffe verweilten in ihrer Naeh, Reihen von Menschen zogen am Strande nach, und die Landenden sahen sich sogleich von einer frohsinnigen Menge umgeben; die Scheidenden segnete jedermann, zufrieden, doch sehnsuchtsvoll.

Nun haette zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken koennen, dass die Sendung beider eigentlich geendigt sei: alle die auf Mignon sich beziehenden Gegenden und Lokalitaeten waren saemtlich umrissen, teils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, teils in heissen Tagesstunden treulich ausgefuehrt. Dies zu leiten, hatten sie sich auf eine eigne Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Geluebe gar oft hinderlich war; doch wussten sie solches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung: es gelte nur fuer das Land, auf dem Wasser sei es nicht anwendbar.

Auch fuehlte Wilhelm selbst, dass ihre eigentliche Absicht erreicht sei, aber leugnen konnte er sich nicht, dass der Wunsch, Hilarien und die schoene Witwe zu sehen, auch noch befriedigt werden muesse, wenn man mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, dem er die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich schon, einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und ledig zu wissen, den er mit den Gestalten so holder Personen kuenstlerisch zu verzierer gedachte.

Nun stellten sie Kreuz- und Quer-Fahrten an, die Punkte, wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt, beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehen, bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten und sich nicht enthielten, sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, fassten sich sogleich, als Wilhelm das Blaettchen vorwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwaertige man sich die viere, wie sie, im zierlichsten Raum beisammen, gegen einander ueber sitzen in der seligsten Welt, von lindem Lufthauch angeweht, auf glaenzenden Wellen geschaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor kurzem geschildert gesehen, das maennliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames Reiseleben fuehren, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung saemtlich in der anmutigsten, obgleich gefaehrlichsten Lage.

Fuer die drei, welche sich schon, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezaehlt, ist nicht das Schwerste zu besorgen, der Vierte jedoch duerfte sich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen sehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die interessantesten Lokalitaeten sowohl des Ufers als der Inseln hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo sie uebernachten sollten und wo ein gewandter, fuer diese Reise angenommener Fuehrer alle wuensenswerten Bequemlichkeiten zu besorgen

wusste. Hier war nun Wilhelms Geluebde ein schicklicher, aber unbequemer Zeremonienmeister; denn gerade an dieser Station hatten die Freunde vor kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwuerdige der Umgebung erschoept. Der Kuenstler, welchen kein Geluebde zurueckhielt, wollte die Erlaubnis erbitten, die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weswegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Saenger in sein Schiff gesprungen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wundersam--klagenden Gesang, den die venezianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzustimmen begann. Geuebt genug zu solchem Vortrag, der ihm diesmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verstaerkte er, verhaeltnismaessig zur wachsenden Entfernung, den Ton, so dass man am Ufer immer die gleiche Naehe des Scheidenden zu hoeren glaubte. Er liess zuletzt die Laute schweigen, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnuegen, zu bemerken, dass die Damen, anstatt sich ins Haus zurueckzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fuehlte sich so begeistert, dass er nicht endigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Anschauen aller Gegenstaende entzogen; bis ihm endlich der mehr beruhigte Freund bemerklich machte, dass, wenn auch Finsternis den Ton beguenstigte, das Schiff den Kreis doch laengst verlassen habe, in welchem derselbe wirken koenne.

Der Verabredung gemaess traf man sich des andern Tags abermals auf offener See. Vorueberfliegend befreundete man sich mit der schoenen Reihe merkwuerdig hingelagerter, bald reihenweis uebersehbarer, bald sich verschiebender Ansichten, die, im Wasser sich gleichmaessig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannigfaltigste Vergnuegen gewaehren. Dabei liessen denn die kuenstlerischen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuten und ahnen, was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Fuer alles dieses schien die stille Hilarie freien und schoenen Sinn zu besitzen.

Aber nun gegen Mittag erschien abermals das Wunderbare: die Damen landeten allein, die Maenner kreuzten vor dem Hafen. Nun suchte der Saenger seinen Vortrag einer solchen Annaeherung zu bequemem, wo nicht bloss von einem zart und lebhaft jodelnden allgemeinen Sehnsuchtston, sondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgendeine glueckliche Wirkung zu hoffen waere. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Personen der "Lehrjahre" schuldig sind, ueber den Saiten, ueber den Lippen schweben; doch enthielt er sich, aus wohlmeinender Schonung, deren er selbst bedurfte, und schwaermte vielmehr in fremden Bildern und Gefuehlen umher, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen liess. Beide Freunde haetten, auf diese Weise den Hafen blockierend, nicht an Essen und Trinken gedacht, wenn die vorsichtigen Freundinnen nicht gute Bissen heruebergesendet haetten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum allerbesten schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schaerft sie, anstatt sie zu daempfen; und auch diesmal laesst sich vermuten, dass die kurze Abwesenheit beiden Teilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend--muntern Gondel gar bald wieder heranfahen.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen venezianischen Sinne; hier bezeichnet es ein lustig--bequem--gefaelliges Schiff, das, haette sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geraeumig genug gewesen waere.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebacht; im Genuss vergnueglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernen und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die aeltern zurueck; vermisste man die neuen, so musste man bekennen, dass auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewusst. Nur ein gefasster, gepruefter Geist wie unsere schoene Witwe konnte sich zu solcher Stunde voellig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu sehr verwundet, als dass es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen faehig gewesen waere; aber wenn die Anmut einer herrlichen Gegend uns lindernd umgibt, wenn die Milde gefuehlvoller Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes ueber Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurueckruft und das Gegenwaertige, als waere es nur Erscheinung, geistermaessig entfernt. So abwechselnd hin und wider geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genaehert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhaeltnisse naeher zu beurteilen, glaubte doch der gewandte, wohlerfahrene Reisefuehrer einige Veraenderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhaftige dieser Zustaende sich ihm endlich aufgeklaert hatte, wusste er auch hier das Erfreulichste zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte, wo ihre Tafel bereitet waere, bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmuecktes Schiff, das, an das ihrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch mit allen Heiterkeiten einer festlichen Tafel einladend vorwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten, und erst die Nacht entschied die herkoemmliche Trennung.

Gluecklicherweise hatten die maennlichen Freunde auf ihren frueheren Fahrten gerade die geschmueckteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlaessigt und auch jetzt nicht gedacht, die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Kuensteleien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltszenen voellig erschoept waeren. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf! Man zog den Fuehrer ins Vertrauen, dieser wusste jene Fahrt sogleich zu beschleunigen, und sie hielten solche fuer die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier muessen wir nun den Reisefuehrer besonders ruehmen; er gehoerte zu jenen beweglichen, taetig gewandten, welche, mehrere Herrschaften geleitend, dieselben Routen oft zuruecklegen; mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintansetzung eignen Vorteils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnueglicher durchs Land zu fuehren verstehen, als diesen auf eigene Hand wuerde gelungen sein.

Zu gleicher Zeit tat sich eine lebhaft weibliche Bedienung der Frauenzimmer zum erstenmal entschieden taetig hervor, so dass die schoene Witwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde moechten bei ihr als Gaeste einkehren und mit maessiger Bewirtung vorliebnehmen. Auch hier gelang alles zum guenstigsten: denn der kluge Geschaefstraeger hatte, bei dieser Gelegenheit wie frueher, von den Empfehlungen und Kreditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewusst, dass, in Abwesenheit der Besitzer, Schloss und Garten, nicht weniger die Kueche zu beliebigem Gebrauch eroeffnet wurden, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, dass man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fuehlen musste.

Das saemtliche Gepaeck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch fuer die Gesellschaft grosse Bequemlichkeit entstand, der groesste Vorteil aber dabei erzielt ward, indem die saemtlichen Portefeuilles des trefflichen Kuenstlers, zum erstenmal alle beisammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in stetiger Folge den Schoenen zu vergegenwaertigen. Man nahm die Arbeit mit Entzuecken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Kuenstler sich wechselweise praekonisieren, hier ward einem vorzueglichen Manne das gefuehlteste und einsichtigste Lob erteilt. Damit wir aber nicht in Verdacht geraten, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen dasjenige, was wir nicht vorzeigen koennen, glaeubigen Lesern nur unterschieben, so stehe hier das Urteil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowohl als gleichen und aehnlichen Arbeiten mehrere Jahre nachher bewundernd verweilte.

"Ihm gelingt, die heitere Ruhe stiller Seeaussichten darzustellen, wo anliegend—freundliche Wohnungen, sich in der klaren Flut spiegelnd, gleichsam zu baden scheinen; Ufer, mit begruerten Huegeln umgeben, hinter denen Waldgebirge sind eisige Gletscherfirmen aufsteigen. Der Farbenton solcher Szenen ist heiter, froehlich—klar; die

Fernen mit milderndem Duft wie uebergossen, der, nebelgrauer und einhuellender, aus durchstroemenden Gruenden und Taelern hervorsteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder ist des Meisters Kunst zu loben in Ansichten aus Taelern, naeher am Hochgebirg gelegen, wo ueppig bewachsene Bergeshaenge niedersteigen, frische Stroeme sich am Fuss der Felsen eilig fortwaelzen.

Trefflich weiss er in maechtig schattenden Baeumen des Vordergrundes den unterscheidenden Charakter verschiedener Arten so in Gestalt des Ganzen wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blaetter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weise nuancierten frischen Gruen, worin sanfte Luefte mit gelindem Hauch zu faecheln und die Lichter daher gleichsam bewegt erscheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmaehlich der lebhaft grueene Ton und vermaehlt sich auf entferntern Berghoehen schwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unserm Kuenstler gluecken ueber alles Darstellungen hoeherer Alpegenden; das einfach Grosse und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem frischesten Gruen ueberkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von hohen Felswaenden sich schaumende Baeche stuerzen. Mag er die Weiden mit grasendem Rindvieh staffieren oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maultieren, er zeichnet alle gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort und nicht in zu grosser Fuehle angebracht, zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stoeren oder auch nur zu mindern. Die Ausfuehrung zeugt von der kuehnsten Meisterhand, leicht mit wenigen sichern Strichen und doch vollendet. Er bediente sich spaeter englischer glaenzender Permanentfarben auf Papier, daher sind diese Gemaelde von vorzueglich bluehendem Farbenton, heiter, aber zugleich kraeftig und gesaettigt.

Seine Abbildungen tiefster Felsschluchten, wo um und um nur totes Gestein startt, im Abgrund, von kuehner Bruecke uebersprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit; wir bewundern die grosse Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Lokalfarben mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Ebenso charakteristisch weiss er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gestraeuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flaechen mit zartem Rasen sich bedecken. So schoen und gruenduftig und einladend er dergleichen Stellen auch koloriert, so sinnig hat er doch unterlassen, hier mit weidenden Herden zu staffieren, denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb."

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nah als moeglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort Wildheuer mit wenigem erklaren. Man bezeichnet damit aermere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplaetzen, die fuer das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deswegen, mit Steighaken an den Fuessen, die steilsten, gefaehrlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es noetig ist, von hohen Felswaenden an Stricken auf die besagten Grasplaetze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Hoehen in tiefere Talgruende herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzueglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen muessten, betrachtete Hilarie besonders mit grosser Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, dass sie selbst diesem Fache nicht fremd sei; am wenigsten blieb dies dem Kuenstler verborgen, der sich von niemand lieber erkannt gesehen haette als gerade von dieser anmutigsten aller Personen. Die aeltere Freundin schwieg daher nicht laenger, sondern tadelte Hilarien, dass sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervortreten auch diesmal, wie immer, zaudere; hier sei die Frage nicht, gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine schoenere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genoetigt war, ihre Blaetter vorzuweisen, Welch ein Talent hinter diesem stillen, zierlichsten Wesen verborgen liege; die Faehigkeit war eingeboren, fleissig geuebt. Sie besass ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck und Putzarbeiten zu hoeherer Kunst befahigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deshalb nicht hinlaenglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstaende, aber man bewunderte genugsam die fleissigste Ausfuehrung; dabei jedoch das Ganze nicht aufs vorteilhafteste gefasst, nicht kuenstlerisch zurechtgerueckt. Sie fuerchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu, deshalb ist sie aengstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fuehlt sie sich durch das grosse, freie Talent, die dreiste Hand des Kuenstlers aufgeregt, erweckt, was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, dass sie nur Mut fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Kuenstler gruendlich, freundlich—dringend, wiederholt ueberlieferte, ernst und straecklich befolgen muesse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein, sie haelt sich allmaehlich weniger an die Teile als ans Ganze, und so schliesst sich die schoenste Faehigkeit unvermutet zur Fertigkeit auf: wie eine Rosenknospe, an der wir noch abends unbeachtend voruebergingen, morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorbricht, so dass wir das lebende Zittern, das die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegenregt, mit Augen zu schauen glauben.

Auch nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche aesthetische Ausbildung geblieben: denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemuet bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. Diesmal war es das erste frohe Gefuehl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erst tagelang vor sich zu sehen und nun die auf einmal verliehene vollkommene Darstellungsgabe zu empfinden! Welche Wonne, in Zuegen und Farben dem Unaussprechlichen naeher zu treten! Sie fuehlte sich mit einer neuen Jugend ueberrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu jenem, dem sie dies Glueck schuldig geworden, nicht versagen.

So sassen sie nebeneinander; man haette nicht unterscheiden koennen, wer hastiger, Kunstvorteile zu ueberliefern oder sie zu ergreifen und auszuueben, gewesen waere. Der gluecklichste Wettstreit, wie er sich selten zwischen Schueler und Meister entzuendet, tat sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber, sanft ablehnend, eilte, gleich das Gewuenschte, das Notwendige zu tun, und immer zu seinem Erstaunen.

Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender, klarster Vollmond liess den uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der hoechsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglaenzenden See, dessen Laenge sich zum Teil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu ueberschauen.

Was man nun auch in solchen Zustaenden besprechen moechte, so war doch nicht zu unterlassen, das hundertmal Besprochene, die Vorzuege dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluss einer gewaltigern Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu bereden, ja sie ausschliesslich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen moechte, war das tiefe, schmerzliche Gefuehl, das in jedem Busen staerker oder schwaecher, durchaus aber gleich wahr und zart sich bewegte. Das Vorgefuehl des Scheidens verbreitete sich ueber die Gesamtheit; ein allmaehliches Verstummen wollte fast aengstlich werden.

Da ermannte, da entschloss sich der Saenger, auf seinem Instrumente kraeftig praeludierend, uneingedenk jener frueheren wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Mignons Bild mit dem ersten Zartgesang des holden Kindes vor. Leidenschaftlich ueber die Grenze gerissen, mit sehnsuechtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzustimmen:

"Kennst du das Land, wo die Zitronen bluehn, Im dunklen Laub —"

Hilarie stand erschuettert auf und entfernte sich, die Stirne verschleiern; unsere schoene Witwe bewegte ablehnend eine Hand gegen den Saenger, indem sie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der wirklich verworrene Juengling, Wilhelm zog die mehr besonnene Freundin hinter beiden drein. Und als sie nun alle viere im hohen Mondschein sich gegeneberstanden, war die allgemeine Ruehrung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Maenner umhalsten sich, und Luna ward Zeuge der edelsten, keuschesten Traenen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurueck, man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefuehlen und Wuenschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fuehlte sich unser Kuenstler, welchen der Freund mit sich riss, unter dem hehren Himmel, in der ernst-lieblichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon ueberstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprueft zu werden.

Spaet hatten sich die Juenglinge zur Ruhe begeben, und am fruehen Morgen zeitig erwachend, fassten sie ein Herz und glaubten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, ersannen mancherlei Plane, wie sie ohne Pflichtverletzung in der angenehmen Naehel zu verharren allenfalls moeglich machten.

Ihre Vorschlaege deshalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie ueberraschte, schon beim fruehsten Scheine des Tages seien die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskoenigin belehrte sie des Weitern. Man konnte zweifelhaft sein, ob mehr Verstand oder Guete, mehr Neigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder leises, verschaemtes Vorurteil darin ausgesprochen sei. Leider enthielt der Schluss die harte Forderung, dass man den Freundinnen weder folgen noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufaellig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberschlag fuer die Freunde zur voelligen Wueste gewandelt; und gewiss haetten sie selbst gelaechelt, waere ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht-undankbar sie sich auf einmal gegen eine so schoene, so merkwuerdige Umgebung verhielten. Kein selbstsuechtiger Hypochondrist wuerde so scharf und scheelsuechtig den Verfall der Gebaeude, die Vernachlaessigung der Mauern, das Verwittern der Tuerme, den Grasueberzug der Gaenge, das Aussterben der Baeume, das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch alles dergleichen zu bemerken waere, geruegt und gescholten haben. Sie fassten sich indes, so gut es sich fuegen wollte; unser Kuenstler packte sorgfaeltig seine Arbeit zusammen, sie schifften beide sich ein, Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo jener nach frueherer Verabredung seinen Weg zu Natalien suchte, um sie durch die schoenen landschaftlichen Bilder in Gegenden zu versetzen, die sie vielleicht so bald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich, den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage geraten, von den Bundesgliedern des Entsagens aufs freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt, doch getroestet zu werden. Lenardo an Wilhelm

Ihr Schreiben, mein Teuerster, traf mich in einer Taetigkeit, die ich Verwirrung nennen koennte, wenn der Zweck nicht so gross, das Erlangen nicht so sicher waere. Die Verbindung mit den Ihrigen ist wichtiger, als beide Teile sich denken konnten. Darueber darf ich nicht anfangen zu schreiben, weil sich gleich hervortut, wie unuebersehbar das Ganze, wie unaussprechlich die Verknuepfung. Tun ohne Reden muss jetzt unsre Losung sein. Tausend Dank, dass Sie mir auf ein so anmutiges Geheimnis halb verschleiert in die Ferne hindeuten; ich goenne dem guten Wesen einen so einfach gluecklichen Zustand, indessen mich ein Wirbel von Verschlingungen, doch nicht ohne Leitstern, umhertreiben wird. Der Abbé uebernimmt, das Weitere zu vermelden, ich darf nur dessen gedenken, was foerdert; die Sehnsucht verschwindet im Tun und Wirken. Sie haben mich und hier nicht weiter; wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum fuer Betrachtung. Der Abbé an Wilhelm

Wenig haette gefehlt, so waere Ihr wohlgemeinter Brief, ganz Ihrer Absicht entgegen, uns hoechst schaedlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen ist so gemuetlich und reizend, dass, um sie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht alles haette stehen und liegen lassen, waeren unsre nunmehr verbuendeten Plane nicht so gross und weitausgehend. Nun aber hat er die Probe bestanden, und es bestaetigt sich, dass er von der wichtigen Angelegenheit voellig durchdrungen ist und sich von allem andern ab und allein dorthin gezogen

fuehlt.

In diesem unserm neuen Verhaeltnis, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei naeherer Untersuchung fuer jene wie fuer uns weit groessere Vorteile, als man gedacht haette.

Denn gerade durch eine von der Natur weniger beguenstigte Gegend, wo ein Teil der Gueter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Kanal projektiert, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns aneinander schliessen, sich der Wert derselben ins Unberechenbare erhoehrt.

Hierbei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstrasse wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort moegen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und ihnen maessige Werkstaetten bestellen; alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir andern die verwickelten Aufgaben zu loesen unternehmen und den Umschwung der Taetigkeit zu befoerdern wissen.

Dieses ist also die naechste Aufgabe unsers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen ueber Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit ueberhandnehme; auch sollen jene Strecken im uebermass bevoelkert sein. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustaende beurteilen und die wahrhaft Taetigen, sich selbst und andern Nuetzlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lothario zu berichten, er bereitet den voelligen Abschluss vor. Eine Reise zu den Paedagogen hat er unternommen, um sich tuechtige Kuenstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Kuenste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf als nur, dass das Handwerk nicht abgeschmackt werde.

Im ganzen wird zu jener paedagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung hoechst nuetzlich und noetig werden. Wir muessen tun und duerfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsre hoechste Pflicht.

Tausend und aber tausend Betrachtungen schliessen sich hier an; erlauben Sie mir nach unsrer alten Weise nur noch ein allgemeines Wort, veranlasst durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfroemmigkeit das gebuehrende Lob nicht entziehen: auf ihr gruendet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Wuerde des Ganzen beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir muessen den Begriff einer Weltfroemmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen und nicht nur unsre Naechsten foerdern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Gesuches zu erwaehnen, sag' ich so viel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklaeren, was Sie eigentlich vorhaetten, doch er gab sein Freundeswort, dass es verstaendig und, wenn es gelaenge, der Gesellschaft hoechst nuetzlich sein wuerde. Und so ist Ihnen verziehen, dass Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimnis davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschraenktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen sein sollte, waere uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deshalb wiederhol' ich im Namen aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie! was Ihnen gelingt, wird recht sein; moechten Sie sich zum notwendigsten Glied unsrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluss ein Taefelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunkt unsrer Kommunikationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt, wohin Sie zu jeder Jahreszeit Ihre Briefe zu senden haben; am liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Ebenso finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwischenrede

Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukundigen, weshalb wir gern, waere es mit der typographischen Einrichtung zu verknuepfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen haetten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Kapiteln genuegen, um sich ueber das Mass gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir laengst gewohnt sind, zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persoenlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen.

Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhaeltnisse unsrer alten Freunde bedeutend steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind derart, dass zu hoffen steht, es werde allen und jeden, wenn sie sich ins Leben zu finden wissen, ganz erwuenscht geraten. Erwartet wir also zunaechst, einen nach dem andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wiederzufinden.

Achtes Kapitel

Suchen wir nun unsern seit einiger Zeit sich selbst ueberlassenen Freund wieder auf, so finden wir ihn, wie er von seiten des flachen Landes her in die paedagogische Provinz hineintritt. Er kommt ueber Auen und Wiesen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldige Huegel, ueberall freie Umsicht ueber einen wenig bewegten Boden. Auf solchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde sich in der pferdenahrenden Region, auch gewahrte er hie und da kleinere und groessere Herden dieses edlen Tiers, verschiedenen Geschlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt sich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligst naeher und naeher anschwellend, alle Breite des Raums voellig ueberdeckt, endlich aber, durch frischen Seitenwind enthuellt, ihren innern Tumult zu offenbaren genoetigt ist.

In vollem Galopp stuerzt eine grosse Masse solcher edlen Tiere heran, sie werden durch reitende Hueter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheure Gewimmel vorbei, ein schoener Knabe unter den begleitenden Huetern blickt ihn verwundert an, pariert, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzaehlen; der Sohn berichtet, dass er in der ersten Pruefungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermisst und auf aeckern und Wiesen sich zu Fuss herumgetrieben; da er sich denn auch an dem stillen, muehseligen Landleben, wie er voraus protestiert, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hintendrein, Pfluegen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen, mit den notwendigen und nutzbaren Haustieren habe er sich zwar, doch immer laessig und unzufrieden beschaeftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterei endlich befoerdert worden. Das Geschaeft, die Stuten und Fohlen zu hueten, sei mitunter zwar langweilig genug, indessen wenn man ein muntres Tierchen vor sich sehe, das einen vielleicht in drei, vier Jahren lustig davontruege, so sei es doch ein ganz anderes Wesen, als sich mit Kaelbern und Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinaus gehe, wohl gefuettert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachstum des Knaben, der sich wirklich zum Juengling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen frei—heitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespraechen konnte der Vater wohl zufrieden sein. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Herde, bei einsam gelegenen weitlaeufigen Gehoefen vorueber, zu dem Ort oder Flecken, wo das grosse Marktfest gehalten ward. Dort wuehlt ein unglaubliches Getuemmel durcheinander, und man wuesste nicht zu unterscheiden, ob Ware oder Kaeufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschoepfe edler Abkunft, sorgfaeltiger Zucht sich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hoeren. Dazwischen toent auch der lebhafteste Schall wirksamster Blasinstrumente, und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen, schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tuechtigen

Maennern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschliesslicher Beschaeftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschaenker Lebensleitung zu bemerken glaubt, wuenscht zu erfahren, worin man die Zoeglinge sonst noch zu ueben pflege, um zu verhindern, dass bei so wilder, gewissermassen roher Beschaeftigung, Tiere naehrend und erziehend, der Juengling nicht selbst zum Tiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb zu vernehmen, dass gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknuepft sei: Sprachuebung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermisste der Vater den Sohn an seiner Seite, er sah ihn zwischen den Luecken der Menge durch mit einem jungen Tabulettkraemer ueber Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreung fragte und dagegen vernahm, dass es den Sohn gelte: "Lassen Sie es nur", sagte er zur Beruhigung des Vaters, "er ist unverloren; damit Sie aber sehen, wie wir die Unsrigen zusammenhalten", stiess er mit Gewalt in ein Pfeifchen, das an seinem Busen hing, in dem Augenblick antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: "jetzt lass' ich es dabei bewenden, es ist nur ein Zeichen, dass der Aufseher in der Naehel ist und ungefaehr wissen will, wie viel ihn hoeren. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich, auf das dritte antworten sie und stuerzen herbei. uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannigfaltige Weise vervielfaeltigt und von besonderem Nutzen."

Auf einmal hatte sich um sie her ein freierer Raum gebildet, man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Hoehen spazierte. "Zu jenen Sprachuebungen", fuhr der Aufsehende fort, "wurden wir dadurch bestimmt, dass aus allen Weltgegenden Juenglinge sich hier befinden. Um nun zu verhueten, dass sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den uebrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmitteilung sie einander zu naehern.

Am notwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachuebung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Toenen und Ausdruecken genugsame Unterhaltung, beim Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeit gerne finden mag. Damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbnis entstehe, so wird das Jahr ueber monatweise nur eine Sprache im allgemeinen gesprochen, nach dem Grundsatz, dass man nichts lerne ausserhalb des Elements, welches bezwungen werden soll.

Wir sehen unsere Schueler", sagte der Aufseher, "saemtlich als Schwimmer an, welche mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fuehlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfaengt.

Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, muessig—einsame, ja langweilige Stunden bietet, fuer treuen und gruendlichen Unterricht gesorgt. Ihr wuerdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen baertigen und unbaertigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italienischen bestimmt, und da, wie Ihr schon wisst, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch alles durchgreift, so solltet Ihr ihn in der Langweile des Hueterlebens gar manches Lied zierlich und gefuehllvoll vortragen hoeren. Lebenstaetigkeit und Tuechtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit vertraeglicher, als man denkt."

Da eine jede Region ihr eigenes Fest feiert, so fuehrte man den Gast zum Bezirk der Instrumentalmusik. Dieser, an die Ebene grenzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Taeler, kleine schlanke Waelder, sanfte Baeche, an deren Seite hie und da ein bemooster Fels hervortrat. Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Huegeln, in sanften Gruenden draengten sich die Haeuser naeher aneinander. Jene anmutig vereinzelt Huetten lagen so weit auseinander, dass weder Toene noch Misstoene sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie naeherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedraengt mit grosser Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast herantrat, ward eine maechtige Symphonie aller Instrumente aufgefuehrt, deren vollstaendige Kraft und Zartheit er bewundern musste. Dem geraeumig erbauten Orchester gegenueber stand ein kleineres, welches zu besonderer Betrachtung Anlass gab; auf demselben befanden sich juengere und aeltere Schueler, jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen; es waren diejenigen, die noch nicht vermochten oder nicht wagten, mit ins Ganze zu greifen. Mit Anteil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hoerte ruehmen: ein solches Fest gehe selten vorueber, ohne dass ein oder das andere Talent sich ploetzlich entwickele.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervortat, konnte kein Zweifel uebrigbleiben, dass auch dieser beguenstigt werde. Auf eine Frage sodann, was noch sonst fuer eine Bildung sich hier freundlich anschliesse, vernahm der Wanderer: die Dichtkunst sei es, und zwar von der lyrischen Seite. Hier komme alles darauf an, dass beide Kuenste, jede fuer sich und aus sich selbst, dann aber gegen und miteinander entwickelt werde. Die Schueler lernen eine wie die andre in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselseitig bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkuenstler Takteinteilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik ueber die Poesie; denn wenn diese, wie billig und notwendig, ihre Quantitaeten immer so rein als moeglich im Sinne hat, so sind fuer den Musiker wenig Silben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstoert dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Moeglichkeiten hervortreten, und der Poet wuerde sich gar bald vernichtet fuehlen, wuesste er nicht von seiner Seite durch lyrische Zartheit und Kuehnheit dem Musiker Ehrfurcht einzufloessen und neue Gefuehle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten uebergaenge, hervorzurufen.

Die Saenger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzuegen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten ueber saemtliche Regionen regelmaessig verbreiten koennen.

Als man den Gast ueber die naechste Grenze fuehrte, sah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Haeuser, nicht mehr huettenartig; sie zeigten sich vielmehr regelmaessig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause, und eine ganz eigene Stille herrscht ueber diesen Raeumen.

Der bildende Kuenstler denkt sich zwar immer in Bezug auf alles, was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschaeft ist einsam, und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im stillen, was bald fuer immer die Augen der Menschen beschaeftigen soll; eine Feiertagsruhe waltet ueber dem ganzen Ort, und haette man nicht hie und da das Picken der Steinhauer oder abgemessene Schlaege der Zimmerleute vernommen, die soeben emsig beschaeftigt waren, ein herrliches Gebaeude zu vollenden, so waere die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfaenger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien, als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen grossen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als sich der Wanderer von dem Fuehrer eine Erklaerung des ganzen Verfahrens erbat, aeusserte dieser: die Einbildungskraft sei ohnehin ein vages, unstaetes Vermoegen, waehrend das ganze Verdienst des bildenden Kuenstlers darin bestehe, dass er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhoehen lerne.

Man erinnerte an die Notwendigkeit sicherer Grundsuetze in andern Kuensten. "Wuerde der Musiker einem Schueler vergoennen, wild auf den Saiten heruzugreifen oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, dass nichts der Willkuer des Lernenden zu ueberlassen sei; das Element, worin

er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehaendigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmoegliche moeglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am meisten berechtigt, ist: dass gerade das Genie, das angeborne Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermoegen wuenschte gern seine beschaenkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalitaet und Selbststaendigkeit zu beschoenigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hueten unsere Schueler vor allen Misstritten, wodurch ein grosser Teil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflueckt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebsten zu tun, denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen, was ihm nutz ist. Es begreift, dass Kunst eben darum Kunst heisse, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respekt, sogar vor dem, was man konventionell nennen koennte: denn was ist dieses anders, als dass die vorzueglichsten Menschen uebereinkamen, das Notwendige, das Unerlaessliche fuer das Beste zu halten; und gereicht es nicht ueberall zum Glueck?

Zur grossen Erleichterung fuer die Lehrer sind auch hier, wie ueberall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen mit einiger Abaenderung, der Natur des obwaltenden Geschaefts gemaess, eingefuehrt und eingepraegt."

Den ferner umhergeleiteten Wanderer musste nunmehr in Verwunderung setzen, dass die Stadt sich immer zu erweitern, Strasse aus Strasse sich zu entwickeln schien, mannigfaltige Ansichten gewaehrend. Das aeussere der Gebaeude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus, sie waren wuerdig und stattlich, weniger praechtig als schoen. Den edlern und ernsteren in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefaellig an, bis zuletzt zierliche Vorstaedte anmutigen Stils gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen, hier zu bemerken, dass die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schoenheit und Raum den gegenwaertigen zu vergleichen seien, welche Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiderte ihm, dies liege in der Natur der Sache. Der Musiker muesse immer in sich selbst gekehrt sein, sein Innerstes ausbilden, um es nach aussen zu wenden. "Dem Sinne des Auges hat er nicht zu schmeicheln. Das Auge bevorteilt gar leicht das Ohr und lockt den Geist von innen nach aussen. Umgekehrt muss der bildende Kuenstler in der Aussenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewusst an und in dem Auswendigen manifestieren. Bildende Kuenstler muessen wohnen wie Koenige und Goetter, wie wollten sie denn sonst fuer Koenige und Goetter bauen und verzieren? Sie muessen sich zuletzt dergestalt ueber das Gemeine erheben, dass die ganze Volksgemeinde in und an ihren Werken sich veredelt fuehle."

Sodann liess unser Freund sich ein anderes Paradoxon erklaren: warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch erregten Tagen hier die groesste Stille herrsche und das Arbeiten nicht auch ausgesetzt werde?

"Ein bildender Kuenstler", hiess es, "bedarf keines Festes, ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Treffliches geleistet hat, es steht nach wie vor seinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anstrengung, keines frischen Gelingens, woran sich der Musiker immerfort abplagt, dem daher das splendideste Fest innerhalb des vollzaehligsten Kreises zu goennen ist."

"Man sollte aber doch", versetzte Wilhelm, "in diesen Tagen eine Ausstellung belieben, wo die dreijaebrigen Fortschritte der bravesten Zoeglinge mit Vergnuegen zu beschauen und zu beurteilen waeren."

"An anderen Orten", versetzte man, "mag eine Ausstellung sich noetig machen, bei uns ist sie es nicht. Unser ganzes Wesen und Sein ist Ausstellung. Sehen Sie hier die Gebaeude aller Art, alle von Zoeglingen aufgefuehrt;

freilich nach hundertmal besprochenen und durchdachten Rissen: denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehenbleiben soll, muss recht stehen und, wo nicht fuer die Ewigkeit, doch fuer geraume Zeit genuegen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir schon laesslicher, am laesslichsten mit Malern, sie duerfen dies und jenes versuchen, beide in ihrer Art. Ihnen steht frei, in den innern, an den aeussern Raeumen der Gebaeude, auf Plaetzen sich eine Stelle zu waehlen, die sie verzierer wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermassen zu billigen ist, so wird die Ausfuehrung zugestanden, und zwar auf zweierlei Weise, entweder mit Verguenstigung, frueher oder spaeter die Arbeit wegnehmen zu duerfen, wenn sie dem Kuenstler selbst missfiele, oder mit Bedingung, das einmal Aufgestellte unabaenderlich am Orte zu lassen. Die meisten erwaehlen das erste und behalten sich jene Erlaubnis vor, wobei sie immer am besten beraten sind. Der zweite Fall tritt seltner ein, und man bemerkt, dass alsdann die Kuenstler sich weniger vertrauen, mit Gesellen und Kennern lange Konferenzen halten und dadurch wirklich schatzenswerte dauerwuerdige Arbeiten hervorzubringen wissen."

Nach allem diesem versaeumte Wilhelm nicht, sich zu erkundigen, was fuer ein anderer Unterricht sich sonst noch anschliesse, und man gestand ihm, dass es die Dichtkunst, und zwar die epische sei.

Doch musste dem Freunde dies sonderbar scheinen, als man hinzufuegte: es werde den Schuelern nicht vergoent, schon ausgearbeitete Gedichte aelterer und neuerer Dichter zu lesen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, ueberlieferungen und Legenden lakonisch mitgeteilt. Nun erkennt man gar bald an malerischer oder poetischer Ausfuehrung das eigene Produktive des einer oder der andern Kunst gewidmeten Talents. Dichter und Bildner, beide beschaeftigen sich an einer Quelle, und jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vorteil hinzulenken, um nach Erfordernis eigne Zwecke zu erreichen; welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reisende selbst hatte Gelegenheit, zu sehen, wie das vorging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschaeftigt, ein munterer junger Freund erzaehlte sehr ausfuehrlich eine ganz einfache Geschichte, so dass er fast ebenso viele Worte als jene Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls aufs rundeste zu vollenden.

Man versicherte, dass beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmutig unterhielten und dass sich auf diesem Wege oefters Improvisatoren entwickelten, welche grossen Enthusiasmus fuer die zwifache Darstellung zu erregen wuessten.

Der Freund wendete nun seine Erkundigungen zur bildenden Kunst zurueck. "Ihr habt", so sprach er, "keine Ausstellung, also auch wohl keine Preisaufgabe?" "Eigentlich nicht", versetzte jener, "hier aber ganz in der Naehue koennen wir Euch sehen lassen, was wir fuer nuetzlicher halten."

Sie traten in einen grossen, von oben gluecklich erleuchteten Saal; ein weiter Kreis beschaeftigter Kuenstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine kolossale Gruppe guentig aufgestellt erhob. Maennliche und weibliche Kraftgestalten in gewaltsamen Stellungen erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjuenglingen und Amazonen, wo Hass und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig-traulichen Beistand aufloest. Dieses merkwuerdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Punkte ringsum gleich guentig anzusehen. In einem weiten Umfang sassen und standen bildende Kuenstler, jeder nach seiner Weise beschaeftigt: der Maler an seiner Staffelei, der Zeichner am Reissbrett; einige modellierten rund, einige flach erhoben; ja sogar Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf kuenftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Teilnehmende verfuhr nach seiner Weise bei der Nachbildung, Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Flaechue, sorgfaeltig jedoch, sie nicht zu zerstoeren, sondern so viel wie moeglich beizubehalten. Ebenso wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Massstabe wiederholt, und er schien das Modell wirklich in gewissen Bewegungen und Gliederbezug uebertroffen zu haben.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Nun offenbarte sich, dies sei der Meister des Modells, der dasselbe vor der Ausfuehrung in Marmor hier einer nicht beurteilenden, sondern praktischen Pruefung unterwarf und so alles, was jeder seiner Mitarbeiter nach eigner Weise und Denkart daran gesehen, beibehalten oder veraendert, genau beobachtend bei nochmaligem Durchdenken zu eignem Vorteil anzuwenden wusste; dergestalt, dass zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet dastehen wird, obgleich nur von einem unternommen, angelegt und ausgefuehrt, doch allen anzugehoeren scheinen moege.

Die groesste Stille beherrschte auch diesen Raum, aber der Vorsteher erhob seine Stimme und rief: "Wer waere denn hier, der uns in Gegenwart dieses stationaeren Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, dass alles, was wir hier fixiert sehen, wieder fluessig wuerde, ohne seinen Charakter zu verlieren, damit wir uns ueberzeugen, dass, was der Kuenstler hier festgehalten, sei auch das Wuerdigste?"

Namentlich aufgefordert von allen, verliess ein schoener Juengling seine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwaertige Kunstwerk nur zu beschreiben schien, bald aber warf er sich in die eigentliche Region der Dichtkunst, tauchte sich in die Mitte der Handlung und beherrschte dies Element zur Bewunderung; nach und nach steigerte sich seine Darstellung durch herrliche Deklamation auf einen solchen Grad, dass wirklich die starre Gruppe sich um ihre Achse zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht schien. Wilhelm stand entzueckt und rief zuletzt: "Wer will sich hier noch enthalten, zum eigentlichen Gesang und zum rhythmischen Lied ueberzugehen!"

"Dies moecht' ich verbitten", versetzte der Aufseher; "denn wenn unser trefflicher Bildhauer aufrichtig sein will, so wird er bekennen, dass ihm unser Dichter eben darum beschwerlich gefallen, weil beide Kuenstler am weitesten auseinander stehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat sich gewisse lebendige Zuege daraus angeeignet.

Ein sanftes, gemuetliches Lied jedoch moecht' ich unserm Freunde zu hoeren geben, eines, das ihr so ernst-lieblich vortragt; es bewegt sich ueber das Ganze der Kunst und ist mir selbst, wenn ich es hoere, stets erbaulich."

Nach einer Pause, in der sie einander zuwinkten und sich durch Zeichen beredeten, erscholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geist erhebende, wuerdige Gesang:

"Zu erfinden, zu beschliessen, Bleibe, Kuenstler, oft allein; Deines Wirkens zu geniessen, Eile freudig zum Verein! Hier im Ganzen schau', erfahre Deinen eignen Lebenslauf, Und die Taten mancher Jahre Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen, Die Gestalten, ihr Bezug, Eines wird das andre schaerfen, Und am Ende sei's genug! Wohl erfunden, klug ersonnen, Schoen gebildet, zart vollbracht So von jeher hat gewonnen Kuenstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde Einen Gott nur offenbart, So im weiten Kunstgefilde Webt ein Sinn der ew'gen Art; Dieses ist der Sinn der Wahrheit, Der sich nur mit Schoenem schmueckt Und getrost der hoechsten Klarheit Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose Redner, Dichter sich ergehn, Soll des Lebens heitre Rose Frisch auf Malertafel stehn, Mit Geschwistern reich umgeben, Mit des Herbstes Frucht umlegt, Dass sie von geheimem Leben Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schoen entfliesse Form aus Formen deiner Hand, Und im Menschenbild geniesse, Dass ein Gott sich hergewandt. Welch ein Werkzeug ihr gebraucht Stellet euch als Brueder dar; Und gesangweis flammt und rauchet Opfersaeule vom Altar."

Alles dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr paradox und, haette er es nicht mit Augen gesehen, gar unmoeglich scheinen musste. Da man es ihm nun aber offen und frei, in schoener Folge vorwies und bekannt machte, so bedurfte es kaum einer Frage, um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht, den Fuehrenden zuletzt folgendermassen anzureden: "Ich sehe, hier ist gar klueglicly fuer alles gesorgt, was im Leben wuenschenswert sein mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt fuer dramatische Poesie aufweisen, und wo koennte ich mich darueber belehren? Ich sah mich unter allen euren Gebaeuden um und finde keines, das zu einem solchen Zweck bestimmt sein koennte."

"Verhehlen duerfen wir nicht auf diese Anfrage, dass in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sei: denn das Drama setzt eine muessige Menge, vielleicht gar einen Poebel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, ueber die Grenze gebracht. Seid jedoch gewiss, dass bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl ueberlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, ueberall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zoeglingen sollte sich leicht entschliessen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehoeriges Gefuehl in der Masse zu erregen, um dadurch ein immer missliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefaehrlich und konnten sie mit unserm ernstern Zweck nicht vereinen."

"Man sagt aber doch", versetzte Wilhelm, "diese weit um sich greifende Kunst befoerdere die uebrigen saemtlich."

"Keineswegs", erwiderte man, "sie bedient sich der uebrigen, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Maler gesellt; der Maler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren."

Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen fluechtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vorteil ziehen moechte, wird sich immer im Nachteil finden und der Musiker im gleichen Falle sein. Die saemtlichen Kuenste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirtschaft geneigt waeren, eins aber, leicht gesinnt, Hab und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust haette. Das Theater ist in diesem Falle, es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verleugnen kann."

Wilhelm sah mit einem tiefen Seufzer vor sich nieder, denn alles auf einmal vergegenwaertigte sich ihm, was er auf und an den Brettern genossen und gelitten hatte; er segnete die frommen Maenner, welche ihren Zoeglingen solche Pein zu ersparen gewusst und aus ueberzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt.

Sein Begleiter jedoch liess ihn nicht lange in diesen Betrachtungen, sondern fuhr fort: "Da es unser hoechster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu missleiten, so duerfen wir uns nicht verbergen, dass unter so grosser Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervortue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachaeffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dies foerdern wir zwar nicht, beobachten aber den Zoegling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit grossen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewaehrt Faehigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem kuenftigen Lebensgewackel und –geschnatter eiligst entgegengeleitet werde."

Wilhelm hoerte dies mit Geduld, doch nur mit halber ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruss: denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, dass er von dem Unwert irgendeines geliebten Gegenstandes zwar ueberzeugt sein, sich von ihm abwenden, sogar ihn verwuenschen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer als in solchem Falle.

Mag doch der Redakteur dieser Bogen hier selbst gestehen: dass er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen laesst. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kraefte als billig dem Theater zugewendet? und koennte man ihn wohl ueberzeugen, dass dies ein unverzeihlicher Irrtum, eine fruchtlose Bemuehung gewesen?

Doch wir finden keine Zeit, solchen Erinnerungen und Nachgefuehlen unwillig uns hinzugeben, denn unser Freund sieht sich angenehm ueberrascht, da ihm abermals einer von den Dreien, und zwar ein besonders zusagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmut, den reinsten Seelenfrieden verkuendend, teilte sich hoechst erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer sich naehern und fuehlte sein Vertrauen erwidert.

Hier vernahm er nun, dass der Obere sich gegenwaertig bei den Heiligtuemern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indessen die Dreie sich verteilt, um saemtliche Regionen heimzusuchen und ueberall, nach genommener tiefster Kenntnis und Verabredung mit den untergeordneten Aufsehern, das Eingefuehrte weiterzuleiten, das Neubestimmte zu gruenden und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfuellen.

Eben dieser treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere uebersicht ihrer innern Zustaende und aeussern Verbindungen sowie Kenntnis von der Wechselwirkung aller verschiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach laengerer oder kuerzerer Zeit, ein Zoegling versetzt werden koenne. Genug, mit dem bisher vernommenen stimmte alles voellig ueberein. Zugleich machte die Schilderung seines Sohnes ihm viel Vergnuegen, und der Plan, wie man ihn weiterfuehren wollte, musste seinen ganzen Beifall gewinnen.

Neuntes Kapitel

Wilhelm wurde darauf vom Gehuelfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunaechst gefeiert werden sollte. Sie erstiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, dass der Fuehrer gegen Abend sich langsamer bewegte, als wuerde die Finsternis ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegensen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dies Raetsel aufgeloest: kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Taelern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlaengern, sich ueber die Gebirgshoehen herueberwaelzen. Viel freundlicher, als wenn ein Vulkan sich auftut und sein spruehendes Getoes ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch gluehte sie nach und nach maechtiger, breiter und gedraengter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kuehn ueber die ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Gefaehrte sich einige Zeit an der Verwunderung des Gastes ergoetzt, denn ihre Gesichter und Gestalten erschienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, so wie ihr Weg, begann er zu sprechen: "Ihr seht hier freilich ein wunderliches Schauspiel; diese Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Foerdernis versteckter, kaum erreichbarer irdischer Schaetze beguenstigen, diese quellen und wallen gegenwaertig aus ihren Schluenden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nuetzlichste, unterirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschaefit sich uns in ganzer Fuelle zeigt und eine grosse geheime Vereinigung sichtbar macht."

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbaeche zum Flammensee um einen wohlerleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu Tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Traeger einen ahnungsvollen Kontrast bildeten. Sofort erklang die heiterste Musik zu tuechtigen Gesaengen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glaenzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen, und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfuehlt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter

ihnen, in ernster, stattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. "Nicht umsonst", rief dieser aus, "habe ich meinen fruehern Namen mit dem bedeutendem Montan vertauscht; du findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und gluecklicher in dieser Beschraenkung unter und ueber der Erde, als sich denken laesst." "Da wirst du also", versetzte der Wanderer, "als ein Hochoerfahner nunmehr freigebiger sein mit Aufklaerung und Unterricht, als du es gegen mich warst auf jenen Berg und Felsklippen." "Keineswegs!" erwiderte Montan, "die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schueler."

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gaeste, die geladen oder ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk, deswegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemaesses Gespraech entstand; es war von Gebirgen, Gaengen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausfuehrlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespraech sich gar bald ins Allgemeine, und da war von nichts Geringerem die Rede als von Erschaffung und Entstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie fuehrten die Truemmer organischer Meeresbewohner auf den hoechsten Bergen sowie auf flachen Huegeln zu ihrem Vorteil an. Andere heftiger dagegen liessen erst gluehen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das, nachdem es auf der Oberflaeche genugsam gewirkt, zuletzt ins Tiefste zurueckgezogen, sich noch immer durch die ungestuem sowohl im Meer als auf der Erde wuetenden Vulkane betaetigte und durch sukzessiven Auswurf und gleichfalls nach und nach ueberstroemende Laven die hoechsten Berge bildete; wie sie denn ueberhaupt den anders Denkenden zu Gemuete fuehrten, dass ja ohne Feuer nichts heiss werden koenne, auch ein taetiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemaess auch dieses scheinen mochte, so waren manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten: maechtige, in dem Schoss der Erde schon voellig fertig gewordene Gebilde seien mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten durch die Erdrinde hindurch in die Hoehe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Teile derselben weit ueber Nachbarschaft und Ferne umhergestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklaren seien.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche Partie laechelte ueber diese vergeblichen Bemuehungen und beteuerte: gar manche Zustaende dieser Erdoberflaeche wuerden nie zu erklaren sein, wofern man nicht groessere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphaere herunterfallen und weite, breite Landschaften durch sie ueberdeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf groessere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstuerzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gaeste sogar einen Zeitraum grimmiger Kaelte zu Huelfe rufen und aus den hoechsten Gebirgszuegen auf weit ins Land hingesenkten Gletschern gleichsam Rutschwege fuer schwere Ursteinmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich, bei eintretender Epoche des Auftauens, niedersenken und fuer ewig in fremdem Boden liegenbleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsbloecke von Norden her moeglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kuehlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemaesser, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen. Da nun uebrigens die Glut des Weines stark mit einwirkte, so haette das herrliche Fest beinahe mit toedlichen Haendeln abgeschlossen.

Ganz verwirrt und verduestert ward es unserm Freund zumute, welcher noch von alters her den Geist, der ueber den Wassern schwebte, und die hohe Flut, welche funfzehn Ellen ueber die hoechsten Gebirge gestanden, im stillen Sinne hegte und dem unter diesen seltsamen Reden die so wohl geordnete, bewachsene, belebte Welt vor seiner Einbildungskraft chaotisch zusammenzustuerzen schien.

Den andern Morgen unterliess er nicht, den ernsten Montan hierueber zu befragen, indem er ausrief: "Gestern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine

Meinung und deine Entscheidung zu hoeren, an dessen Statt warst du bald auf dieser, bald auf jener Seite und suchtest immer die Meinung desjenigen, der da sprach, zu verstaerken. Nun aber sage mir ernstlich, was du darueber denkst, was du davon weisst." Hierauf erwiderte Montan: "Ich weiss so viel wie sie und moechte darueber gar nicht denken." "Hier aber", versetzte Wilhelm, "sind so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte." "Keineswegs!" erwiderte Montan: "in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugaenglich, wenn man es darnach anfaengt."

Nachdem nun auf diese Weise noch einiges hin und wider gesprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort: "Du tadelst mich, dass ich einem jeden in seiner Meinung nachhelf, wie sich denn fuer alles noch immer ein ferneres Argument auffinden laesst; ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das ist wahr, eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus ueberzeugt, das Liebste, und das sind doch unsre ueberzeugungen, muss jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren, jeder weiss nur fuer sich, was er weiss, und das muss er geheimhalten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einlaesst, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestoert."

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlasst, erklarte Montan sich ferner: "Wenn man einmal weiss, worauf alles ankommt, hoert man auf, gespraechig zu sein." "Worauf kommt nun aber alles an?" versetzte Wilhelm hastig. "Das ist bald gesagt", versetzte jener. "Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geuebt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muss wie Aus und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr fluestert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu pruefen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurueckfinden."

Montan geleitete seinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodisch umher, ueberall begruesst von einem derben "Glueck auf!", welches sie heiter zurueckgaben. "Ich moechte wohl", sagte Montan, "ihnen manchmal zurufen: "Sinn auf!", denn Sinn ist mehr als Glueck; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt sind. Weil ich nun hier, wo nicht zu befehlen, doch zu raten habe, bemueht' ich mich, die Eigenschaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man strebt leidenschaftlich nach den Metallen, die es enthaelt. Nun habe ich mir auch das Vorkommen derselben aufzuklaeren gesucht, und es ist mir gelungen. Das Glueck tut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glueck herbeiruft, um es zu regeln. Wie diese Gebirge hier entstanden sind, weiss ich nicht, will's auch nicht wissen; aber ich trachte taeglich, ihnen ihre Eigentuemlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber ist man erpicht, das sie in ihrem Busen tragen; ich weiss es zu entdecken: das Wie? behalt' ich fuer mich und gebe Veranlassung, das Gewuenschte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's versuchsweise, es gelingt, und man sagt, ich habe Glueck. Was ich verstehe, versteh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir fuer andere, und niemand denkt, dass es ihm auf diesem Wege gleichfalls gelingen koenne. Sie haben mich in Verdacht, dass ich eine Wuenschelrute besitze, sie merken aber nicht, dass sie mir widersprechen, wenn ich etwas Vernuenftiges vorbringe, und dass sie dadurch sich den Weg abschneiden zu dem Baum des Erkenntnisses, wo diese prophetischen Reiser zu brechen sind."

Ermutigt an diesen Gespraechen, ueberzeugt, dass auch ihm durch sein bisheriges Tun und Denken geglueckt, in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptsinne nach, seines Freundes Forderungen sich gleichzustellen, gab er nunmehr Rechenschaft von der Anwendung seiner Zeit, seitdem er die Verguenstigung erlangt, die auferlegte Wanderschaft nicht nach Tagen und Stunden, sondern dem wahren Zweck einer vollstaendigen Ausbildung gemaess einzuteilen und zu benutzen.

Hier nun war zufaelligerweise vieles Redens keine Not, denn ein bedeutendes Ereignis gab unserm Freunde Gelegenheit, sein erworbenes Talent geschickt und gluecklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nuetzlich zu erweisen.

Welcher Art aber dies gewesen, duerfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Haenden legt, davon genugsam unterrichtet sein wird.

Zehntes Kapitel

Hersilie an Wilhelm

Die ganze Welt wirft mir seit langen Jahren vor, ich sei ein launig-wunderliches Maedchen. Mag ich's doch sein, so bin ich's ohne mein Verschulden. Die Leute mussten Geduld mit mir haben, und nun brauche ich Geduld mit mir selber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zusammen, bald wechselsweise, hin und wieder vor die Augen fuehrt. Ich komme mir vor wie eine unschuldige Alkmene, die von zwei Wesen, die einander vorstellen, unablaessig heimgesucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, und doch schreibe ich Ihnen, so scheint es, nur, wenn ich ein Abenteuer zu erzahlen habe; alles uebrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen:

Ich sitze unter den hohen Linden und mache soeben ein Brieftaeschchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiss einer von beiden; da kommt ein junger Tabulettkraemer mit Koerbchen und Kaestchen auf mich zu, er legitimiert sich bescheiden durch einen Schein des Beamten, dass ihm erlaubt sei, auf den Guetern zu hausieren; ich besehe seine Saechelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jedermann kauft aus kindischem Trieb, zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schoene schwarze, etwas listige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er tut mancherlei Fragen, auf die Personen der Familie bezueglich, denen er allenfalls etwas anbieten duerfte; durch allerlei Wendungen weiss er es einzuleiten, dass ich mich ihm nenne. "Hersilie", spricht er bescheiden, "wird Hersilie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte?" Ich sehe ihn verwundert an, er zieht das kleinste Schiefertaeffelchen hervor, in ein weisses Raehmchen gefasst, wie man sie im Gebirg fuer die kindischen Anfaenge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, sehe es beschrieben und lese die mit scharfem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

"Felix liebt Hersilien. Der Stallmeister kommt bald."

Ich bin betroffen, ich gerate in Verwunderung ueber das, was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am meisten darueber, dass das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will, als ich selbst bin. "Was soll das!" sag' ich zu mir, und der kleine Schalk ist mir gegenwaertiger als je, ja es ist mir, als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examiniere, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt verknuepf ich aus Reden und Widerreden so viel, dass der junge Kraemer auch die paedagogische Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Taefelchen die Inschrift geschrieben und ihm fuer ein Woertchen Antwort die besten Geschenke versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Taefelchen, deren er mehrere in seinem Warenbesteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er so freundlich drang und bat, dass ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte und schrieb:

"Hersiliens Gruss an Felix. Der Stallmeister halte sich gut."

Ich betrachtete das Geschriebene und fuehlte Verdruss ueber den ungeschickten Ausdruck. Weder Zaertlichkeit,

noch Geist, noch Witz, blosse Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben stand ich, an einen Knaben schrieb ich; sollte mich das aus der Fassung bringen? Ich glaube gar, ich seufzte, und war eben im Begriff, das Geschriebene wegzuwischen; aber jener nahm es mir so zierlich aus der Hand, bat mich um irgendeine fuersorgliche Einhuellung, und so geschah's, dass ich, weiss ich doch nicht, wie's geschah, das Taefelchen in das Brieftaeschchen steckte, das Band darumschlang und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmut ergriff, sich tief verneigend einen Augenblick zauderte, dass ich eben noch Zeit hatte, ihm mein Beutelchen in die Hand zu druecken, und mich schalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte sich schicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, schon verschwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun ist es vorueber, ich bin schon wieder auf dem gewoehnlichen, flachen Tagesboden und glaube kaum an die Erscheinung. Halte ich nicht das Taefelchen in der Hand? Es ist gar zierlich, die Schrift gar schoen und sorgfaeltig gezogen; ich glaube, ich haette es gekuesst, wenn ich die Schrift auszuloeschen nicht fuerchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorstehendes geschrieben; was ich aber auch darueber denke, will immer nicht foerdern. Allerdings etwas Geheimnisvolles war in der Figur; dergleichen sind jetzt im Roman nicht zu entbehren, sollten sie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm, doch verdaechtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum schied er auch vor aufgeloester Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geistes genug, um ihn schicklicher Weise festzuhalten?

Nach einer Pause nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntnisse fortzusetzen. Die entschiedene, fortdauernde Neigung eines zum Juengling heranreifenden Knaben wollte mir schmeicheln; da aber fiel mir ein, dass es nichts Seltenes sei, in diesem Alter nach aelteren Frauen sich umzusehen. Fuerwahr, es gibt eine geheimnisvolle Neigung juengerer Maenner zu aelteren Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, lachte ich darueber und wollte boshafterweise gefunden haben: es sei eine Erinnerung an die Ammen und Saeuglingszaertlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben. Jetzt aergert's mich, mir die Sache so zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich sehe ich doch auch nicht in einer vorteilhaften Stellung. Ach welch ein Unterschied ist es, ob man sich oder die andern beurteilt.

Eilftes Kapitel

Wilhelm an Natalien

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschliessen; es ist so mancherlei zu sagen, muendlich fuegte sich wohl eins ans andere, entwickelte sich auch wohl leicht eins aus dem andern; lass mich daher, den Entfernten, nur mit dem Allgemeinsten beginnen, es leitet mich doch zuletzt aufs Wunderliche, was ich mitzuteilen habe.

Du hast von dem Juengling gehoert, der, am Ufer des Meeres spazierend, einen Ruderpflock fand; das Interesse, das er daran nahm, bewog ihn, ein Ruder anzuschaffen, als notwendig dazu gehoerend. Dies aber war nun auch weiter nichts nuetze; er trachtete ernstlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht sonderlich foerdernd, er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich ist. Durch zweckmaessiges Bestreben gelangt er zu groesserer Fertigkeit und Geschicklichkeit, das Glueck beguenstigt ihn, er sieht sich endlich als Herr und Patron eines groessern Fahrzeugs, und so steigert sich das Gelingen, er gewinnt Wohlhaben, Ansehen und Namen unter den Seefahrern.

Indem ich nun dich veranlasse, diese artige Geschichte wieder zu lesen, muss ich bekennen, dass sie nur im weitesten Sinne hierher gehoert, jedoch mir den Weg bahnt, dasjenige auszudruecken, was ich vorzutragen habe. Indessen muss ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Faehigkeiten, die in dem Menschen liegen, lassen sich einteilen in allgemeine und besondere, die allgemeinen sind anzusehen als gleichgueltig—ruhende Faehigkeiten, die nach Umstaenden geweckt und zufaellig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein, er will nachmachen, nachbilden, was er sieht, auch ohne die mindesten innern und aeußern Mittel zum Zwecke. Natuerlich ist es daher immer, dass er leisten will, was er leisten sieht; das Natuerlichste jedoch waere, dass der Sohn des Vaters Beschaeftigung ergriffe. Hier ist alles beisammen: eine vielleicht im Besondern schon angeborne, in urspruenglicher Richtung entschiedene Faehigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende uebung und ein entwickeltes Talent, das uns noetigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschaeft fuehren duerfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am gluecklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im haeuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbaeume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres, als sie bei maessigen Naturkraefte aus eigener Wahl in irgendeinem andern Fache geleistet haetten.

Da dieses aber auch nicht ist, was ich sagen wollte, so muss ich meinen Mitteilungen von irgendeiner andern Seite naeher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden, dass wir die Mittelglieder, die Huelfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so fluechtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknuepfung und Verbindung vorfuehren und vortragen koennen. Hier also zunaechst eine der fruehsten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten, ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Strassen, Plaetzen, von Mauern gefasst, sodann auch von Waellen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gaerten. Uns aber einmal, oder vielmehr sich selbst ins Freie zu fuehren, hatten unsere Eltern laengst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fuegte: alles so einzuleiten, dass man zu Nacht wieder zu Hause sein koennte; denn ausser seinem laengst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Unmoeglichkeit. Die Freuden des Tags so eng zu konzentrieren, war freilich schwer: zwei Freunde sollten besucht und ihre Ansprueche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indessen hoffte man, mit grosser Puenktlichkeit alles zu erfuehlen.

Am dritten Feiertag, mit dem fruehsten, standen alle munter und bereit, der Wagen fuhr zur bestimmten Stunde vor, bald hatten wir alles Beschraenkende der Strassen, Tore, Bruecken und Stadtgraeben hinter uns gelassen, eine freie, weitausgebreitete Welt tat sich vor den Unerfahrenen auf. Das durch einen Nachtregen erst erfrischte Gruen der Fruchtfelder und Wiesen, das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend sich verbreitende Weiss der Baumbluete, alles gab uns den Vorschmack gluecklicher, paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf der ersten Station bei einem wuerdigen Geistlichen an. Freundlichst empfangen, konnten wir bald gewahr werden, dass die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit suchenden Gemuetern nicht entnommen war. Ich betrachtete den laendlichen Haushalt zum erstenmal mit freudigem Anteil; Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der widrig anzuschauende Unrat schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise: sorgfaeltig war er gesammelt und gewissermassen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Geniessbares geheftet: appetitliche Kuchen, frische Milch und sonst mancher laendliche Leckerbissen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschaeftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirtliche Laube verlassend, in dem angrenzenden Baumstueck ein Geschaeft zu vollbringen, das eine alte, wohlgesinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten naemlich so viel Schuesselblumen als moeglich sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushaeltische Matrone gar allerlei gesundes Getraenk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschaeftigung auf Wiesen, an Raendern und Zaeunen hin und wider liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Fruehlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Stengel und Blueten zusammengebracht, dass wir nicht wussten, wo mit hin; man fing jetzt an, die gelblichen Roehrenkronen auszuzupfen, denn um sie war es denn eigentlich doch nur zu tun; jeder suchte in sein Huetchen, sein Muetzchen moeglichst zu sammeln.

Der aeltere dieser Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fischers, den dieses Blumengetaendel nicht zu freuen schien, ein Knabe, der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, lud mich ein, mit ihm nach dem Fluss zu gehen, der, schon ansehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloss. Wir setzten uns mit ein paar Angelruten an eine schattige Stelle, wo im tiefen, ruhig klaren Wasser gar manches Fischlein sich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu tun, wie der Koeder am Angel zu befestigen sei, und es gelang mir einigemal hintereinander, die kleinsten dieser zarten Geschoepfe wider ihren Willen in die Luft herauszuschellen. Als wir nun so zusammen aneinandergelehnt beruhigt sassen, schien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hinein erstreckte. Da sei die schoenste Gelegenheit zu baden. Er koenne, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen, und ehe ich mich's versah, war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm, verliess er bald die seichte Stelle, uebergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderlich zumute geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Kaefer hingen an den Zweigen, und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Fuessen, eben als jener, einen grossen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkuehle hinab ins kuehlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunterzulocken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekanntem Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet, wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer, als es der leise abhaengige Boden erlaubte; hier liess er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraushob, sich aufrichtete, im hoeheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen vor einer dreifachen Sonne geblendet: so schoen war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhuellt gegeneinander, unsere Gemueter zogen sich an, und unter den feurigsten Kuessen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit, als die Gesellschaft den angenehmsten Fussweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber haelftewegs um Erlaubnis bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin, mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinem rueckkehrenden Vater ja sagen, sie muesse bei ihrer Nachhausekunft notwendig schoene Krebse vorfinden, die sie den Gaesten als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen laendlichen Zustand antrafen, doch hoeherer Art. Ein durch die Schuld der uebertaetigen Hausfrau sich verspaetendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas juenger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir hoechst unterhaltend. Fruehlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfuellend oder ihre Raender schmueckend. Meine Begleiterin war schoen, blond, sanftmuetig, wir gingen vertraulich zusammen, fassten uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu

wuenschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorueber, so an gereihten Narzissen und Jonquillen; sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyazinthenglocken schon abgeblueht hatten. Dagegen war auch fuer die folgenden Jahrszeiten gesorgt: schon gruenten die Buesche der kuenftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenstoecke verwendete Sorgfalt versprach den mannigfaltigsten Flor; naeher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstengel gar weislich zwischen Rosen verteilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunaechst mit Geissblatt, Jasmin, reben und rankenartigen Gewaechsen zu prangen und zu schatten.

Betracht' ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswert. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefuehl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungeruht Abschied nahm von dem schoenen Kinde, troestete mich der Gedanke, diese Gefuehle meinem jungen Freunde zu eroeffnen, zu vertrauen und seiner Teilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknuepfe, so darf ich wohl bekennen: dass im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufbluehen der Aussenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles uebrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Kopien zu sein scheinen, die bei aller Annaeherung an jenes doch des eigentlich urspruenglichen Geistes und Sinnes ermangeln.

Wie muessten wir verzweifeln, das aeussere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschoenen eine schoepferische Kraft erweist.

Es daemmerte schon, als wir uns der Waldecke wieder naeherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft moeglichst an, um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte, lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durchs Gebuesche hin und wider. Ich rief, ich aengstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum erstenmal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte sich in mir die unmaessige Forderung vertraulicher Zuneigung, schon war es ein unwiderstehlich Beduerfnis, meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefuehlen zu erloesen, die sie in mir aufgereggt hatte. Es war voll, der Mund lispelte schon, um ueberzufliessen; ich tadelte laut den guten Knaben wegen verletzter Freundschaft, wegen vernachlaessigter Zusage.

Bald aber sollten mir schwerere Pruefungen zgedacht sein. Aus den ersten Haeusern des Ortes stuerzten Weiber schreiend heraus, heulende Kinder folgten, niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus sahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte sich langsam die lange Strasse hin; es schien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geschrei dauerte fort, es vermehrte sich, die Menge lief zusammen. "Sie sind ertrunken, alle, saemtlich ertrunken! Der! wer? welcher?" Die Muetter, die ihre Kinder um sich sahen, schienen getroestet. Aber ein ernster Mann trat heran und sprach zur Pfarrerin: "Ungluecklicherweise bin ich zu lange aussen geblieben, ertrunken ist Adolf selbuenfe, er wollte sein Versprechen halten und meins." Der Mann, der Fischer selbst war es, ging weiter dem Zuge nach, wir standen erschreckt und erstarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: "Hier die Krebse, Frau Pfarrerin", und hielt das Zeichen hoch in die Hoehe. Man entsetzte sich davor wie vor dem Schaedlichsten, man fragte, man forschte und erfuhr so viel: dieser letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebse auf, die sie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Widerfragen erfuhr man: Adolf mit zwei verstaendigen Knaben sei unten am und im Wasser hingegangen, zwei andere, juengere haben sich ungebeten dazu gesellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten gewesen. Nun waren ueber eine steinige, gefaehrliche Stelle die ersten fast hinaus, die letzten gleiteten, griffen zu und zerzten immer einer den andern hinunter; so geschah es zuletzt auch dem Vordersten, und alle stuerzten in die Tiefe. Adolf, als guter Schwimmer, haette sich gerettet,

alles aber hielt in der Angst sich an ihn, er ward niedergezogen. Dieser Kleine sodann war schreiend ins Dorf gelaufen, seinen Sack mit Krebsen fest in den Haenden. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufaellig spaet rueckkehrende Fischer dorthin; man hatte sie nach und nach herausgezogen, tot gefunden, und nun trug man sie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehause zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenschaftlich, man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umging das Haus und rastete nicht; endlich ersah ich meinen Vorteil und sprang zum offenen Fenster hinein.

In dem grossen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglueckseligen auf Stroh, nackt, ausgestreckt, glaenzend—weisse Leiber, auch bei duesterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den grossten, auf meinen Freund; ich wuesste nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und ueberschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Traenen. Ich hatte etwas von Reiben gehoert, das in solchem Falle hilfreich sein sollte, ich rieb meine Traenen ein und belog mich mit der Waerme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Atem einzublase, aber die Perlenreihen seiner Zaehne waren fest verschlossen, die Lippen, auf denen der Abschiedskuss noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwidern. An menschlicher Huelfe verzweifelnd, wandt' ich mich zum Gebet; ich flehte, ich betete, es war mir, als wenn ich in diesem Augenblicke Wunder tun muesste, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Naeheschwebende wieder hineinzulocken.

Man riss mich weg; weinend, schluchzend sass ich im Wagen und vernahm kaum, was die Eltern sagten: unsere Mutter, was ich nachher so oft wiederholen hoerte, hatte sich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indessen eingeschlafen und erwachte verduerstert am spaeten Morgen in einem raetselhaften, verwirrten Zustande.

Als ich mich aber zum Fruehstueck begab, fand ich Mutter, Tante und Koechin in wichtiger Beratung. Die Krebse sollten nicht gesotten, nicht auf den Tisch gebracht werden; der Vater wollte eine so unmittelbare Erinnerung an das naechstvergangene Unglueck nicht erdulden. Die Tante schien sich dieser seltenen Geschoepfe eifrigst bemaechtigen zu wollen, schalt aber nebenher auf mich, dass wir die Schluesselblumen mitzubringen versaeumt; doch schien sie sich bald hierueber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Missgestalten ihr zu beliebiger Verfuegung uebergab, worauf sie denn deren weitere Behandlung mit der Koechin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieser Szene klar zu machen, muss ich von dem Charakter und dem Wesen dieser Frau das Naehere vermelden: Die Eigenschaften, von denen sie beherrscht wurde, konnte man, sittlich betrachtet, keineswegs ruehmen; und doch brachten sie, buergerlich und politisch angesehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte sie jeder bare Pfennig, den sie aus der Hand geben sollte, und sah sich ueberall fuer ihre Beduerfnisse nach Surrogaten um, welche man umsonst, durch Tausch oder irgendeine Weise beschaffen konnte. So waren die Schluesselblumen zum Tee bestimmt, den sie fuer gesuender hielt als irgendeinen chinesischen. Gott habe einem jeden Land das Notwendige verliehen, es sei nun zur Nahrung, zur Wuerze, zur Arznei; man brauche sich deshalb nicht an fremde Laender zu wenden. So besorgte sie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speisen schmackhaft mache und Kranken zutraeglich waere: sie besuchte keinen fremden Garten, ohne dergleichen von da mitzubringen.

Diese Gesinnung und was daraus folgte, konnte man ihr sehr gerne zugeben, da ihre emsig gesammelte Barschaft der Familie doch endlich zugute kommen sollte; auch wussten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und foerderlich zu sein.

Eine andere Leidenschaft jedoch, eine taetige, die sich unermuedet geschaeflig hervortat, war der Stolz, fuer eine bedeutende, einflussreiche Person gehalten zu werden. Und sie hatte fuerwahr diesen Ruhm sich verdient und erreicht; denn die sonst unnuetzen, sogar oft schaedlichen unter Frauen obwaltenden Klatschereien wusste sie zu ihrem Vorteil anzuwenden. Alles, was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr

genau bekannt, und es ereignete sich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den sie sich nicht zu mischen gewusst haette, welches ihr um desto mehr gelang, als sie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu steigern wusste. Manche Heirat hatte sie geschlossen, wobei wenigstens der eine Teil vielleicht zufrieden blieb. Was sie aber am meisten beschaeftigte, war das Foerdern und Befoerdern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine grosse Anzahl Klienten erwarb, deren Einfluss sie dann wieder zu benutzen wusste.

Als Witwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen, strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitlaefigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sei zunaechst bemerkt, dass sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich grossen Einfluss zu verschaffen gewusst. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglueck ebenso speiselustig und genaeschig. Ihm also unter irgendeinem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste, aber auch sein Mut, seine Verwegenheit musste in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Faellen den Widerstand seiner Kollegen ueberwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegengesetzten, uebertaeuben sollte.

Nun war gerade der Fall, dass sie einen Unwuerdigen beguenstigte; sie hatte das moeglichste getan, ihn einzuschieben; die Angelegenheit hatte fuer sie eine guenstige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebse, dergleichen man freilich selten gesehen, gluecklicherweise zustatten. Sie sollten sorgfaeltig gefuettert und nach und nach dem hohen Goenner, der gewoehnlich ganz allein sehr kaerglich speiste, auf die Tafel gebracht werden.

uebrigens gab der unglueckliche Vorfall zu manchen Gespraechen und geselligen Bewegungen Anlass. Mein Vater war jener Zeit einer der ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge ueber die Familie, ueber die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemeinen, wohlwollenden Geist getrieben ward. Die grossen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegenstanden, zu beseitigen, war er mit verstaendigen aerzten und Polizeiverwandten bemueht. Groessere Sorgfalt in den Hospitaeln, menschlichere Behandlung der Gefangenen und was sich hieran ferner schliessen mag, machte das Geschaefte wo nicht seines Lebens, doch seines Lesens und Nachdenkens; wie er denn auch seine ueberzeugung ueberall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die buergerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch untergeordnet waere, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Boeses habe, seine gewoehnlichen Lebenslaeufer, abwechselnd reiche und kuemmerliche Jahre, nicht weniger zufaellig und unregelmaessig Hagelschlag, Wasserfluten und Brandschaeden; das Gute sei zu ergreifen und zu nutzen, das Boese abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, sei wuensenswerter als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhaengig von jeder andern Bedingung.

In Gefolge einer solchen Gemuetsart musste er nun bestimmt werden, eine schon frueher angeregte wohltaetige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der fuer tot Gehaltene, auf welche Weise sich auch die aeussere Zeichen des Lebens moechten verloren haben. Bei solchen Gespraechen erhorchte ich mir nun, dass man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermassen erst ermordet; ferner hielt man dafuer, dass durch einen Aderlass vielleicht ihnen allen waere zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit versaeumen, alles zu lernen, was in solchem Falle noetig waere, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewoehnliche Tag mit sich fort. Das Beduerfnis nach Freundschaft und Liebe war aufgereggt, ueberall schaut' ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater uebermaessig beschaeftigt; wie weit ich hier gefuehrt und verfuehrt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umstaendlichen Erzaehlung zu bekennen habe, dass ich noch immer nicht ans Ziel meiner Absicht gelangt sei und dass ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls haette ich folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hundertste ins Tausendste durcheinanderzuwerfen, wenn er kecklich seinem Leser ueberlaesst, das, was allenfalls daraus zu nehmen sei, in halber Bedeutung endlich aufzufinden, sollte es dem Verstaendigen, dem Vernuenftigen nicht zustehen, auf eine seltsam scheinende Weise ringsumher nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in einem Brennpunkte zuletzt abgespielt und zusammengefasst erkenne, einsehen lerne, wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen umringend zu einem Entschluss treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb noch aeusserm Anlass, haette ergreifen koennen? Bei dem Mannigfaltigen, was mir noch zu sagen uebrigbleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch dies ist gleichgueltig, du musst dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen, zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen und dir ganz natuerlich scheinen, was mit einem Worte ausgesprochen dir hoechst seltsam vorgekommen waere, und zwar auf einen Grad, dass du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklaerungen kaum einen Augenblick haettest schenken moegen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umsehen und eines Gespraechs gedenken, das ich mit unserem geprueften Freunde Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Erweckung eigner Gefuehle zufaellig zu fuehren veranlasst ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnisvollen Gang, der sich nicht berechnen laesst. Du erinnerst dich gewiss jenes Bestecks, das euer tuechtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hilfreich naehertest? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, dass ich ganz entzueckt war, als ich nach Jahren es in den Haenden eines Juengeren wiederfand. Dieser legte keinen besondern Wert darauf; die Instrumente saemtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmaessiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun fuehrte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu troestlicher Erinnerung: Es war Zeuge des Augenblicks, wo mein Glueck begann, zu dem ich erst durch grossen Umweg gelangen sollte.

Zufaellig sah es Jarno, als wir bei dem Koehler uebernachteten, der es alsobald erkannte und auf meine Erklaerung erwiderte: "Ich habe nichts dagegen, dass man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgueltigen Umstandes; es hebt uns empor als etwas, das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermutigt unsere Hoffnungen; aber schoener waere es, wenn du dich durch jene Werkzeuge haettest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und dasjenige zu leisten, was sie stumm von dir fordern."

"Lass mich bekennen", versetzte ich darauf, "dass mir dies hundertmal eingefallen ist; es regte sich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen liess." Ich erzaehlte ihm hierauf die Geschichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gehoert, ihnen waere zu helfen gewesen, wenn man ihnen zur Ader gelassen haette; ich nahm mir vor, es zu lernen, doch jede Stunde loeschte den Vorsatz aus.

"So ergreif ihn jetzt", versetzte jener, "ich sehe dich schon so lange mit Angelegenheiten beschaeftigt, die des Menschen Geist, Gemuet, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und sich darauf beziehen; allein was hast du dabei fuer dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglueck oder eigne Fehler geraten, sie zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Taetigkeit hingegen alles. Hier wirke jeder mit und auf sich selbst, das hast du an dir, hast es an andern erfahren."

Mit heftigen und bitteren Worten, wie er gewohnt ist, setzte er mir zu und sagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es sei nichts mehr der Muehe wert, schloss er endlich, zu lernen und zu leisten, als dem Gesunden zu helfen, wenn er durch irgendeinen Zufall verletzt sei: durch einsichtige Behandlung stelle sich die Natur leicht wieder her; die Kranken muesse man den aezten ueberlassen, niemand aber beduerfe eines Wundarztes mehr als der Gesunde. In der Stille des Landlebens, im engsten Kreis der Familie sei er ebenso

Wilhelm Meisters Wanderjahre—Buch 2

willkommen als in und nach dem Getuemmel der Schlacht; in den suestesten Augenblicken wie in den bittersten und graesslichsten; ueberall walte das boese Geschick grimmiger als der Tod, und ebenso ruecksichtslos, ja noch auf eine schmaehlichere, Lust und Leben verletzende Weise.

Du kennst ihn und denkst ohne Anstrengung, dass er mich so wenig als die Welt schonte. Am staerksten aber lehnte er sich auf das Argument, das er im Namen der grossen Gesellschaft gegen mich wendete. "Narrenpossen", sagte er, "sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Dass ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzueglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der naechsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurteilt, es von der rechten Seite angreift, seine Faehigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt."

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen, was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, dass ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unstaeten Leben erhalten koenne; es werde jedoch schwer sein, es fuer mich zu erlangen. "Du bist von der Menschenart", sprach er, "die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewoehnen. Allen solchen wird die unstaete Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst du dich ernstlich dem goettlichsten aller Geschaefte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu tun, so verwende ich mich fuer dich." So sprach er hastig und fuegte hinzu, was seine Beredsamkeit noch alles fuer gewaltige Gruende vorzubringen wusste.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunaechst aber sollst du umstaendlich erfahren, wie ich die Erlaubnis, an bestimmten Orten mich laenger aufhalten zu duerfen, benutzt habe, wie ich in das Geschaef, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fuegen, mich darin auszubilden wusste. Genug! bei dem grossen Unternehmen, dem ihr entgegengeht, werd' ich als ein nuetzliches, als ein noetiges Glied der Gesellschaft erscheinen und euren Wegen, mit einer gewissen Sicherheit, mich anschliessen; mit einigem Stolze, denn es ist ein loeblicher Stolz, euer wert zu sein.

II. Buch, Betrachtungen im Sinne der Wanderer;

Betrachtungen im Sinne der Wanderer

Kunst, Ethisches, Natur

Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weisst gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernuenftige Weit ist als ein grosses unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar ueber das Zufaellige zum Herrn macht.

Mir wird, je laenger ich lebe, immer verdriesslicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner hoechsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewalttaetigen Notwendigkeit zu befreien; wenn ich sehe, wie er aus irgendeinem vorgefassten falschen Begriff gerade das Gegenteil tut von dem, was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kuemmerlich herumpfuschet.

Tuechtiger, taetiger Mann, verdiene dir und erwarte:

Wilhelm Meisters Wanderjahre—Buch 2

von den Grossen Gnade, von den Maechtigen Gunst, von Taetigen und Guten Foerderung, von der Menge Neigung, von dem Einzelnen Liebe.

Die Dilettanten, wenn sie das Moeglichste getan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar, ausgefuehrt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausfuehrung waechst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlt, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst gibt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Teilnahme des geringsten Schuelers am Geschaefte des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachaeffung, zu welcher die natuerliche allgemeine Taetigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Kuenstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufaellig angeregt wird.

Von der Notwendigkeit: dass der bildende Kuenstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werte derselben ueberhaupt sind wir genugsam ueberzeugt; allein wir leugnen nicht, dass es uns oefters betruet, wenn wir den Missbrauch eines so loeblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer ueberzeugung sollte der junge Kuenstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich daechte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefaellig anbieten moege.

Es steht manches Schoene isoliert in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknuepfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insekt, das ihr anhaengt, durch den Tautropfen, der sie befeuchtet, durch das Gefaess, woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine maessige einfache Ferne groessern Reiz verleihen koennte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Tieren aller Art beschaffen.

Der Vorteil, den sich der junge Kuenstler hiedurch verschafft, ist gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Passende gehoerig zusammenbinden, und wenn er auf diese Weise geistreich komponiert, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen koennen.

Tut er nun hierin der eigentlichen Kunstpaedagogik wahrhaft Genuege, so hat er noch nebenher den grossen nicht zu verachtenden Gewinn, dass er lernt, verkaeufliche dem Liebhaber anmutige und liebliche Blaetter hervorzubringen.

Eine solche Arbeit braucht nicht im hoechsten Grade ausgefuehrt und vollendet zu sein; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie fuer den Liebhaber oft reizender als ein groesseres ausgefuehrtes Werk.

Beschaue doch jeder junge Kuenstler seine Studien im Buechelchen und im Portefeuille und ueberlege, wie viele Blaetter er davon auf jene Weise geniessbar und wuensenswert haette machen koennen.

Es ist nicht die Rede vom Hoeheren, wovon man wohl auch sprechen koennte, sondern es soll nur als Warnung gesagt sein, die von einem Abwege zurueckruft und aufs Hoehere hindeutet.

Versuche es doch der Kuenstler nur ein halb Jahr praktisch und setze weder Kohle noch Pinsel an ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschliessen. Hat er angebornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Absicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiss ich, womit du dich beschaefstigst, so weiss ich, was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muss nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muss sich kontrollieren; der blosser nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Taetigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menschen wie in denen der Natur sind eigentlich die Absichten vorzueglich der Aufmerksamkeit wert.

Die Menschen werden an sich und andern irre, weil sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Taetigkeit gar nichts geschieht oder vielleicht gar das Widerwaertige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schoen sein, dass die Welt nur daran zu verderben haette; wir blieben dadurch in dem Vorteil, das Verschobene zurechtzuruecken, das Zerstoerte wiederherzustellen.

Ganze, Halb und Viertelsirrtuemer sind gar schwer und muehsam zurechtzulegen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehoert.

Es ist nicht immer noetig, dass das Wahre sich verkoerpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und uebereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernstfreundlich durch die Luefte wogt.

Wenn ich juengere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeitlang in Italien aufgehalten, befrage: warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwaertige grelle Toene dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen? so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort: sie saehen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, dass es eine Kritik der Vernunft gebe, dass dieses hoechste Vermoegen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, ueber sich selbst zu wachen. Wie grossen Vorteil uns diese Stimme gebracht, moege jeder an sich selbst geprueft haben. Ich aber moechte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, dass eine Kritik der Sinne noetig sei, wenn die Kunst ueberhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwaerts gehen solle.

Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch grosser Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Kuenstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe gluecklichen Blick fuer Gestalt, Proportion, Bewegung; aber fuer hoehere Komposition, fuer Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natuerliche Anlage fehlen, ohne dass er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt, von hoeher ausgebildeten Kuenstlern der Vor und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Kuenstler zu sein, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalitaet hinter sich selbst zurueckblicken; denn nicht allein das, was mit uns geboren ist, sondern auch das, was wir erwerben koennen, gehoert uns an, und wir sind es.

Allgemeine Begriffe und grosser Duenkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglueck anzurichten.

"Blasen ist nicht floeten, ihr muesst die Finger bewegen."

Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, dass es inkomplette, unvollstaendige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Leisten nicht proportioniert ist.

Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Faehigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schoene Vorzuege werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerlaesslich geforderte Ebenmass abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch oefter hervortun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart, und zwar in schnellster Bewegung genugtu koennen?

Nur klugtaetige Menschen, die ihre Kraefte kennen und sie mit Mass und Gescheidigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen,

Ein grosser Fehler: dass man sich mehr duenkt, als man ist, und sich weniger schaezt, als man wert ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Juengling, an dem ich nichts veraendert noch gebessert wuenschte; nur macht mir bange, dass ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen, und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen moechte: dass dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkuer der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann fuer sich selbst dahin gelangen, dasjenige fuer tadelnswert und schaedlich anzusehen, was jedermann treibt, billigt und foerdert? Warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Fuer das groesste Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden laesst, muss ich halten, dass man im naechsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blaetter fuer saemtliche Tageszeiten! ein guter Kopf koennte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles, was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der uebrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu daempfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen moeglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwaertig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit maessigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhaeltnismaessige Forderungen an die Welt zu machen noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist; und nichts ist noetiger, als frueh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen waechst mit den Jahren; und wen ich laenger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, Welch ein Unterschied stattfindet zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiskretion, ja dass eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser uebergang vom Unverfaenglichsten zum Schaedlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden muesse.

Hierauf haben wir unsern Takt zu ueben, sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem teurem Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Das Verhaeltnis der Kuenste und Wissenschaften zum Leben ist nach Verhaeltnis der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufaelligkeiten sehr verschieden; deswegen auch niemand darueber im ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustaende, sie seien nun ganz roh, halbkultiviert, oder bei Abaenderung einer Kultur, beim Gewahrwerden einer fremden Kultur, dass man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je aelter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Wuerde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden muesste. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhoehet und veredelt alles, was sie ausdrueckt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Wuerde ganz gemaess, und hier hat sie die groesste Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein.

Eine Musik, die den heiligen und profanen Charakter vermischt, ist gottlos, und eine halbschuerige, welche schwache, jammervolle, erbaermliche Empfindungen auszudruecken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu sein, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwachung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer hoechsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn einer Ursache imponieren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als dass sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muss sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muss sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und wuerdig sein will.

Die Malerei ist die laesslichste und bequemste von allen Kuensten. Die laesslichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen, auch da, wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zugute haelt und sich an ihr erfreut; teils weil eine technische obgleich geistlose Ausfuehrung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so dass sie sich also nur einigermassen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem hoeheren Grade willkommen zu sein. Wahrheit in Farben, Oberflaechen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstaende aufeinander ist schon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt ist, alles zu sehen, so ist ihm eine Missgestalt und also auch ein Missbild nicht so zuwider als dem Ohr ein Misston. Man laesst die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstaende zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermassen Kuenstler sein, so findet er schon ein groesseres Publikum als der Musiker, der auf gleichem Grade stuende; wenigstens kann der geringere Maler immer fuer sich operieren, anstatt dass der mindere Musiker sich mit anderen sozieren muss, um durch gesellige Leistung einigen Effekt zu tun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, moechten wir folgendermassen beantworten: Der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefasst, was geleistet werden koenne und solle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, foerdert sich am besten, wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet; dadurch bildet sich Gefuehl und Sinn fuer das Allgemeineren nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urteils ueberheben moechte.

II. Buch, Betrachtungen im Sinne der Wandererø

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, dass man ueberall das Gute zu finden und zu schaeetzen weiss.

Ein historisches Menschengefuehl heisst ein dergestalt gebildetes, dass es bei Schaetzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Eigentuemlichkeit ruft Eigentuemlichkeit hervor.

Man muss bedenken, dass unter den Menschen gar viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen, ohne produktiv zu sein, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen boesen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhoeren soll, so muss sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehoert zum Wesen des Menschen und fluechtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdraengen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermassen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

Wir wuerden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fuenfundvierzig Graden erst fasslich.

Mikroskope und Fernroehre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.

Ich schweige zu vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irremachen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da wo ich mich aergere.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft ueber uns selbst zu geben, ist verderblich.

Das *Was* des Kunstwerks interessiert die Menschen mehr als das *Wie*; jenes koennen sie einzeln ergreifen, dieses im ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalitaet auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewusst.

Die Frage: *woher hat's der Dichter?* geht auch nur aufs *Was*, vom *Wie* erfahrt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fuerchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierierte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjektiviertes Ideelle; daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Der Philolog ist angewiesen auf die Kongruenz des Geschriebenen--ueberlieferten. Ein Manuskript liegt zum Grunde, es finden sich in demselben wirkliche Luecken, Schreibfehler, die eine Luecke im Sinne machen, und was sonst alles an einem Manuskript zu tadeln sein mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte; die Vergleichung derselben bewirkt immer mehr, das Verstaendige und Vernuenftige der ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, dass derselbe ohne aeuessere Huelfsmittel die Kongruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hiezu ein besonderer Takt, eine besondere Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor noetig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird, so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urteil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Hoechste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, dass sie als gegenwaertig fuer jedermann gelten koennen. Auf ihrem hoechsten Gipfel scheint die Poesie ganz aeuesserlich; je mehr sie sich ins Innere zurueckzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein aeusseres zu verkoerpern, oder ohne das aeuessere durch das Innere durchfuehlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemaechtigt sich derselben und missbraucht sie, um gewisse aeuessere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im buergerlichen Leben zu erreichen.

Literatur ist das Fragment der Fragmente; das wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben, vom Geschriebenen ist das wenigste uebriggeblieben.

In natuerlicher Wahrheit und Grossheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron, und deswegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Wert der sogenannten Volkslieder ist der, dass ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vorteils aber koennte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstuende.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, dass natuerliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakespear ist fuer aufkeimende Talente gefaehrlich zu lesen; er noetigt sie, ihn zu reproduzieren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produzieren.

ueber Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen koennen erst ueber Literatur urteilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut.

Froemmgigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemuetsruhe zur hoechsten Kultur zu gelangen.

Deswegen laesst sich bemerken, dass diejenigen, welche Froemmgigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden.

"Wenn man alt ist, muss man mehr tun, als da man jung war."

Erfuellte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan.

Wilhelm Meisters Wanderjahre—Buch 2

Die Maengel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muss man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu noetig ist.

Das hoechste Glueck ist das, welches unsere Maengel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so musst du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du begreifen; wenn du begehrt, wirst du sollen; wenn du forderst, wirst du nicht erlangen; und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

Man erkennt niemand an als den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fuersten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewaertigen uns von ihm Schutz gegen aeussere und innere widerwaertige Verhaeltnisse.

Der Bach ist dem Mueller befreundet, dem er nutzt, und er stuerzt gern ueber die Raeder; was hilft es ihm, gleichgueltig durchs Tal hinzuschleichen.

Wer sich mit reiner Erfahrung begnuegt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Die Theorie an und fuer sich ist nichts nuetze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstrakte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genaehert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraktion.

Wer zuviel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verwirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vorteil, dass sie nicht abschliesst und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induktion verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge traegt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreisst.

Gewoehnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes. Reines Anschauen des aeussern und Innern ist sehr selten.

Es aeussert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzueglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfaenglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwoertlichkeit des Menschenverstandes.

Das Abwesende wirkt auf uns durch ueberlieferung. Die gewoehnliche ist historisch zu nennen; eine hoehere, der Einbildungskraft verwandte ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgendeine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so dass wir uns nur, was gemuetlich ist, aneignen.

Die Wirksamkeiten, auf die wir achten muessen, wenn wir wahrhaft gefoerdert sein wollen, sind:

vorbereitende,

begleitende,

mitwirkende,

nachhelfende,

foerdernde,

verstaerkende,

hindernde,

nachwirkende.

Im Betrachten wie im Handeln ist das Zugaengliche von dem Unzugaenglichen zu unterscheiden; ohne dies laesst sich im Leben wie im Wissen wenig leisten

"Le sens commun est le Génie de l'humanité."

Der Gemeinverstand, der als Genie der Menschheit gelten soll, muss vorerst in seinen aeusserungen betrachtet werden. Forschen wir, wozu ihn die Menschheit benutzt, so finden wir folgendes: Die Menschheit ist bedingt durch Beduerfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgueltig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zustaaenden; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Beduerfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Raeume der Gleichgueltigkeit auszufuellen. Beschraenkt sich dieses in die naechsten und notwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Beduerfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrtums ist der Menschheit aufgetan.

Es geschieht nichts Unvernuenftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte braechten; nichts Vernuenftiges, das Unverstand und Zufall nicht missleiten koennten.

Jede grosse Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und ruehmen, wenn man an ihre Anfaenge erinnert und darzutun weiss, dass alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschraenkung unwillig fuehlte, laesst eine seiner Personen sagen: Niemand muss muessen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: Wer will, der muss. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fuegte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Muessens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntnis des Menschen, von welcher Art sie auch sei, sein Tun und Lassen; deswegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht ist abwaegend und entscheidend, die Polizei ueberschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Gesamtheit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine grosse Fuge, in der die Stimmen der Voelker nach und nach zum Vorschein kommen.

Man kann in den Naturwissenschaften ueber manche Probleme nicht gehoerig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Huelfe ruft; aber nicht jene Schul und Wortweisheit; es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird.

Autoritaet, dass naemlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat grossen Wert; aber nur der Pedant fordert ueberall Autoritaet.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gruenden.

Beharre, wo du stehst! Maxime, notwendiger als je, indem einerseits die Menschen in grosse Parteien gerissen werden; sodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einsicht und Vermoegen sich geltend machen will.

Man tut immer besser, dass man sich grad ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen: denn alle Beweise, die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widriggesinnten hoeren weder auf das eine noch auf das andere.

Da ich mit der Naturwissenschaft, wie sie sich von Tag zu Tage vorwaerts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, so dringt sich mir gar manche Betrachtung auf: ueber die Vor und Rueckschritte, die zu gleicher Zeit geschehen. Eines nur sei hier ausgesprochen: *dass wir sogar anerkannte Irrtuemer aus der Wissenschaft nicht loswerden*. Die Ursache hievon ist ein offenbares Geheimnis.

Einen Irrtum nenn' ich, wenn irgendein Ereignis falsch ausgelegt, falsch angeknuepft, falsch abgeleitet wird. Nun ereignet sich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, dass eine Erscheinung folgerecht angeknuepft, richtig abgeleitet wird. Das laesst man sich wohl gefallen, legt aber keinen besondern Wert darauf und laesst den Irrtum ganz ruhig daneben liegen; und ich kenne ein kleines Magazin von Irrtuemern, die man sorgfaeltig aufbewahrt.

Da nun den Menschen eigentlich nichts interessiert als seine Meinung, so sieht jedermann, der eine Meinung vortraegt, sich rechts und links nach Huelfsmitteln um, damit er sich und andere bestaerken moege. Des Wahren bedient man sich solange es brauchbar ist; aber leidenschaftlich—rhetorisch ergreift man das Falsche, sobald man es fuer den Augenblick nutzen, damit als einem Halbargumente blenden, als mit einem Lueckenbuesser das Zerstuেকেlte scheinbar vereinigen kann. Dieses zu erfahren, war mir erst ein aergernis, dann betruetzte ich mich darueber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein solches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknuepft. Folgt man der Analogie zu sehr, so faellt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Faellen stagniert die Betrachtung, einmal als ueberlebendig, das andere Mal als getoetet.

Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen; jene bekuemmert sich nicht: wozu? dieser fragt nicht: woher? Sie erfreut sich am Entwickeln; er wuenscht alles festzuhalten, damit er es nutzen koenne.

II. Buch, Betrachtungen im Sinne der Wanderer£

Es ist eine Eigenheit dem Menschen angeboren und mit seiner Natur innigst verwebt; dass ihm zur Erkenntnis das Naechste nicht genuegt; da doch jede Erscheinung, die wir selbst gewahr werden, im Augenblick das Naechste ist und wir von ihr fordern koennen, dass sie sich selbst erklare, wenn wir kraeftig in sie dringen.

Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist; daher die Gebildeten es selbst nicht lassen koennen, wenn sie an Ort und Stelle irgendein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Naechsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammenzuhaengen, woraus denn Irrtum ueber Irrtum entspringt. Das nahe Phaenomen haengt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zusammen, dass sich alles auf wenige grosse Gesetze bezieht, die sich ueberall manifestieren.

Was ist das Allgemeine?

Der einzelne Fall.

Was ist das Besondere?

Millionen Faelle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fuerchten: einmal sich dem Witz hinzugeben, wo sie in nichts zerfließt; die andere, sich mit Tropen und Gleichnissen zu umhuelen, welches jedoch weniger schaedlich ist.

Weder Mythologie noch Legenden sind in der Wissenschaft zu dulden. Lasse man diese den Poeten, die berufen sind, sie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wissenschaftliche Mann beschaenke sich auf die naechste, klarste Gegenwart. Wollte derselbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, so sei ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erscheinungen als unabhaengig voneinander und suche sie gewaltsam zu isolieren; dann betrachte ich sie als Korrelate, und sie verbinden sich zu einem entschiedenen Leben. Dies bezieh' ich vorzueglich auf Natur; aber auch in bezug auf die neueste um uns her bewegte Weltgeschichte ist diese Betrachtungsweise fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im hoeheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausuebung, Betaetigung eines originalen Wahrheitsgefuehles, das, im stillen laengst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis fuehrt. Es ist eine aus dem Innern am aeussern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottaehnlichkeit vorahnen laesst. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.

Der Mensch muss bei dem Glauben verharren, dass das Unbegreifliche begreiflich sei; er wuerde sonst nicht forschen.

Begreiflich ist jedes Besondere, das sich auf irgendeine Weise anwenden laesst. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche nuetzlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermoegens aber gehoert einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwaertigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und kompliziert, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen, dass der Himmel ueberall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen; das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, dass du es nun mit dreien zu tun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjekten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren und, wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich dartun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solideszieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Masse, deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, dass die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muss sich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muss in einer entschiedenen Unabhaengigkeit bestehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kraeften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen, ganz unbekuemmert, was die Mathematik von ihrer Seite leistet und tut. Diese muss sich dagegen unabhaengig von allem aeussern erklaren, ihren eigenen grossen Geistesgang gehen und sich selber reiner ausbilden, als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit dem Vorhandenen abgibt und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet.

In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen; nur bedenke man, dass man dadurch nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

Das Hoechste waere, zu begreifen, dass alles Faktische schon Theorie ist. Die Blaeue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phaenomenen; sie selbst sind die Lehre.

In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irremachen laesst und die Probleme zu ehren weiss.

Wenn ich mich beim Urphaenomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein grosser Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschraenktheit meines bornierten Individuums.

Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man ueber die Gabe des Bemerkens und fuer was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen sie den Fehler der uebereilung, da sie von dem Phaenomen unmittelbar zur Erklarung schreiten, wodurch denn ganz unzuengaengliche theoretische Aussprueche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler, der noch heutzutage begangen wird.

Hypothesen sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schueler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschraenkung kennen, er sieht: je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

Unser Fehler besteht darin, dass wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixieren moechten. Meine Maxime bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.

Laessliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur widerlegen zu lassen.

Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnuetzes lehrte.

Das Naerrischste ist, dass jeder glaubt ueberliefern zu muessen, was man gewusst zu haben glaubt.

Weil zum didaktischen Vortrag Gewissheit verlangt wird, indem der Schueler nichts Unsicheres ueberliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehenlassen und sich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muss etwas bestimmt sein ("bepaalt" sagt der Hollaender), und nun glaubt man eine Weile den unbekanntem Raum zu besitzen, bis ein anderer die Pfaehle wieder ausreisst und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfaehlt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechslung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von grosser nicht zu entwickelnder Schaedlichkeit.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so waren es ganz andre Leute geworden.

Das Falsche hat den Vorteil, dass man immer darueber schwaetzen kann, das Wahre muss gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht, wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran maekeln und haekeln, damit er nur sein irriges muehseliges Treiben einigermassen beschoenigen koenne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

Der Englaender ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat fuehrt. Man frage nun, warum sie uns ueberall voraus sind.

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, dass er an die Stelle, wo das unaufgeloeste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht loswerden kann, wenn das Problem auch aufgeloest und die Wahrheit am Tage ist.

Es gehoert eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im grossen wie im kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgaenger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere ihm angemessene Welt zu erschaffen bemueht ist. Tuechtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln sogar an ihrem Dasein.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, wuerde mit niemandem streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phaenomen betrachten. Denn wir erfahren fast taeglich, dass der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmoeglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgendeinen Einfluss haetten, sondern in Dingen, die fuer uns voellig gleichgueltig sind.

Man weiss eigentlich das, was man weiss, nur fuer sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muss mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurueckkehren.

Das Wahre foerdert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten, nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der naechsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dies die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein uebel, so wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man kuriert unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur ueber das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist tot. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu tun.

Wilhelm Meisters Wanderjahre—Buch 2

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaultier waere.

Was nicht mehr entsteht, koennen wir uns als entstehend nicht denken; das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulkanismus ist eigentlich ein kuehner Versuch, die gegenwaertige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knuepfen.

Gleiche oder wenigstens aehnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkraefte hervorgebracht.

Nichts ist widerwaertiger als die Majoritaet: denn sie besteht aus wenigen kraeftigen Vorgaengern, aus Schelmen die sich akkommodieren, aus Schwachen die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des inneren hoeheren Sinnes, in der Ausuebung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Fuer beide hat nichts Wert als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgueltig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches verteidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschaefit betreibt, eine solche Kunst ausuebt. Ein durchgreifender Advokat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erscheinen beide gleich gottae hnlich.

Was ist an der Mathematik exakt als die Exaktheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefuehls?

Die Mathematik vermag kein Vorurteil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schoene des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gruendlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmutig, ja elegant wirken. Das alles gehoert dazu, um La Grange aehnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und fuer sich ist richtig, tuechtig, zierlich, sondern der Geist ist es der sich darin verkoerpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wuensenswerten Eigenschaften verleihen will; es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermoegen der An und Durchschauung, die sittlichen: dass er die boesen Daemonen ablehne, die ihn hindern koennten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklaren zu wollen, ist ein Unheil, das in dem ganzen Koerper der Wissenschaft verteilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht ueberall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch, und man wird finden, dass die Phaenomene sowie die Versuche, worauf sie gebaut ist, verschiedenen Wert haben.

Auf die Primaeren, die Urversuche kommt alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es gibt auch sekundaere, tertiaere u.s.w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklaert war.

Wilhelm Meisters Wanderjahre--Buch 2

Ein grosses uebel in den Wissenschaften, ja ueberall entsteht daher, dass Menschen, die kein Ideenvermoegen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, dass noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem loeblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie ueberschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tuns und Handelns. Taetig wird er sich selten verirren; das hoehere Denken, Schliessen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahrt werden laesst. Der Durchschnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig taetige Leben, in Ruhe gedacht.